J. K. A. Musäus

Volksmärchen

der

Deutschen

erzählt von

J. K. A. Musäus

Vierter Teil

Berlin
Bruno Cassirer
1909

Inhalt

Vierter Teil

Stumme Liebe 1
Ulrich mit dem Bühel . . 143
Dämon Amor 226

Stumme Liebe.

Es war einmal ein reicher Kaufmann, Melchior von Bremen genannt, der sich immer hohnlächelnd den Bart strich, wenn vom reichen Manne im Evangelium gepredigt wurde, den er, im Vergleich mit sich, nur für einen kleinen Krämer schätzte. Er hatte des Geldes so viel, daß er seinen Speisesaal mit harten Talern pflastern ließ. In jenen frugalen Zeiten herrschte dennoch, so gut als in den unsrigen, ein gewisser Luxus, nur mit dem Unterschiede, daß er bei den Vätern mehr als bei den Enkeln aufs Solide gestellt war. Ob ihm diese Hoffart gleich von seinen Mitbürgern und Konsorten sehr verarget und für eine Prahlerei ausgedeutet wurde: so

wars damit doch mehr auf kaufmännische Spekulation als Aufschneiderei abgesehen. Der schlaue Bremer merkte wohl, daß die Neider und Tadler dieser scheinbaren Eitelkeit nur den Ruf seines Reichtums ausbreiten und seinen Kredit dadurch mehren würden. Er erreichte diese Absicht vollkommen: das tote Kapital von alten Talern, das so weislich im Speisesaal zur Schau ausgestellt war, brachte hundertfältige Zinsen durch die stillschweigende Bürgschaft, die es in allen Handelsgeschäften für die Valuta leistete; aber endlich wurde es doch eine Klippe, woran die Wohlfahrt des Hauses scheiterte.

Melchior von Bremen starb auf einen jähen Trunk bei einem Quappenschmause, ohne daß er Zeit hatte, sein Haus zu bestellen, und hinterließ all sein Hab und Gut einem einzigen Sohne im blühenden Jünglingsalter, der eben die Jahre erreicht hatte, die väterliche Erbschaft gesetzmäßig anzutreten. Franz Melchersson war ein herrlicher Junge und hatte von der Natur die besten Anlagen empfangen. Sein Körper war regelmäßig ge-

baut, dabei fest und konsistent; seine Gemütsart heiter und jovialisch, als wenn geräuchert Ochsenfleisch und alter Franzwein auf seine Existenz Einfluß gehabt hätten. Auf seinen Wangen blühte Gesundheit, und aus den braunen Augen sah Behaglichkeit und froher Jugendsinn hervor. Er glich einer markigen Pflanze, die nur Wasser und ein mageres Erdreich bedarf, um wohl zu gedeihen; in allzu fettem Boden aber geilen Überwuchs treibt, ohne Frucht und Genuß. Der väterliche Nachlaß war, wie oft der Fall ist, des Sohnes Verderben. Kaum hatte er das Vergnügen empfunden, Besitzer eines großen Vermögens zu sein und damit nach Belieben schalten zu können, so suchte er sich dessen, nicht anders als einer drückenden Bürde, zu entledigen, spielte den reichen Mann im Evangelium im Wortverstande und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Kein Gastmahl am Hofe des Bischofs kam den seinigen gleich an Pracht und Überfluß, und solange die Stadt Bremen steht, wird solch ein Ochsenfest nicht wieder erlebt, als er jährlich zu

begehen pflegte: an jeden Bürger in der Stadt spendete er einen Krüselbraten aus und ein Krüglein spanischen Wein. Davor ließ die ganze Stadt den Sohn des Alten hochleben*) und Franz war der Held des Tages.

Bei diesem fortwährenden Taumel von Schwelgerei wurde an keine Bilanzrechnung gedacht, die ehemals das Vademekum der Handelsleute war, jetzt aber immer mehr außer Brauch kommt, daher das Zünglein der merkantilischen Wage sich oft mit magnetischer Kraft zum Fallissement neigt. Einige Jahre verliefen, ohne daß der verschwenderische Gauch eine Abnahme seiner Renten spürte; denn bei des Vaters Hinscheiden waren Kisten und Kasten voll. Die gefräßige Schar der Tischfreunde, das luftige Völklein der lustigen Brüder, die Spieler, Lungerer und alle, die von dem verlorenen Sohn Nutzen und Gewinn hatten, sahen sich wohl vor, ihn zu einiger Besonnenheit kommen zu lassen; sie

*) Davon schreibt sich, der Sage nach, die an einigen Orten noch gewöhnliche scherzhafte Gesundheit her: des Alten Sohn soll leben!

rissen ihn von einem Vergnügen zum andern fort und erhielten ihn immer in Atem, damit nicht ein nüchterner Augenblick die Vernunft aufwecken und ihren räuberischen Klauen die Beute entführen möchte.

Aber plötzlich versiegte das Brünnlein des Wohllebens, die Tonnen Goldes aus dem väterlichen Nachlaß waren abgezapft bis auf die Hefen. Franz kommandierte eines Tages eine große Zahlung, der Kassierer war außer Stand, die Ordre seines Herrn zu honorieren und gab sie mit Protest zurück. Das fuhr dem jungen Schlemmer mächtig vor die Stirn; doch fühlte er nur Verdruß und Unwillen über seinen widerspenstigen Diener, dem er allein, keineswegs aber seiner eigenen üblen Wirtschaft, die Unordnung in seinen Finanzen beimaß. Er gab sich auch weiter keine Mühe, die Ursache davon zu ergründen, sondern, nachdem er zu der gewöhnlichen Litanei des Unsinns seine Zuflucht genommen und einige Dutzend Flüche abgedonnert hatte, ließ er an den achselzuckenden Haushalter den lakonischen Befehl ergehen: schaff' Rat.

Die Geldmakler, die Wucherer und Wechsler wurden nun in Tätigkeit gesetzt. Gegen hohe Zinsen flossen in kurzem wieder große Summen in die ledigen Kassen: der Saal mit harten Talern gepflastert galt damals in den Augen der Gläubiger mehr als in unseren Tagen ein offener Kreditbrief des amerikanischen Generalkongresses oder aller dreizehn vereinigten Staaten. Das Palliativ leistete eine zeitlang gute Dienste; doch unter der Hand breitete sich das Gerücht in der Stadt aus, das silberne Pflaster im Speisesaal sei in aller Stille aufgehoben und mit einem steinernen vertauscht worden. Die Sache wurde von Stund an auf Verlangen der Darleiher gerichtlich untersucht und in der Tat also befunden Nun war nicht zu leugnen, daß ein Pflaster von buntfarbigem Marmor, à la mosaique, sich in einem Speisesaal ungleich besser ausnahm als die verblichenen alten Taler; allein die Gläubiger respektierten den feinen Geschmack des Eigentümers so wenig, daß sie ohne Verzug ihre Zahlung forderten, und da diese nicht erfolgte, wurde der Konkurs-

prozeß eröffnet, das väterliche Haus nebst allen annexis, Vorratshäusern, Gärten, Feldgütern, auch allen Mobilien, bei brennender Kerze versteigert, und der Besitzer, der sich zur Notwehr mit einigen rechtlichen Schikanen noch verbollwerkt hatte, judizialiter exmittiert.

Jetzt war's zu spät, über seine Unbesonnenheit zu philosophieren, da die vernünftigsten Betrachtungen nichts bessern und die heilsamsten Entschließungen den Schaden nicht mehr heilen konnten. Nach der Denkungsart unseres verfeinerten Zeitalters hätte nun der Held mit Würden von der Bühne abtreten, seine Existenz auf irgend eine Art vernichten, die große Reise in die weite Welt antreten oder sich entgurgeln müssen, da er in seiner Vaterstadt nicht mehr als ein Mann von Ehre leben konnte. Franz tat indessen weder das eine noch das andere. Das qu'en dira-t-on?*), welches die gallische Sittlichkeit als Zaum und Gebiß für Torheit und Unbesonnenheit erfunden hat, sie damit zu

*) Was wird die Welt dazu sagen?

zähmen, war dem zügellosen Wicht bei seinem Wohlstande nicht eingefallen, und sein Gefühlssinn war noch nicht fein genug, die Schande seiner mutwilligen Verschwendung zu empfinden. Es war ihm wie einem berauschten Zecher zu Mute, der eben aus dem Weintaumel wieder erwacht und sich nicht zu besinnen weiß, was mit ihm vorgegangen ist. Er lebte nach der Weise verunglückter Verschwender, schämte sich nicht und grämte sich nicht. Zum Glück hatte er noch einige Reliquien aus dem Familienschmucke vom Schiffbruch geborgen, die ihn noch eine zeitlang vor drückendem Mangel schützten.

Er bezog ein Quartier in einem abgelegenen Gäßchen, in welches die Sonne das ganze Jahr nicht schien, außer in den längsten Tagen, wenn sie ein wenig über die hohen Dächer blickte. Hier fand er für seine jetzt sehr eingeschränkten Bedürfnisse alles was er brauchte: die frugale Küche des Wirts schützte ihn vor Hunger, der Ofen vor Kälte, das Dach vor dem Regen, die vier Wände vor dem Wind; nur für die peinliche Langeweile

wußte er weder Rat noch Zuflucht. Das lockere Gesindel der Schmarotzer war mit dem Wohlstande davon geflohen, und von seinen ehemaligen Freunden kannte ihn keiner mehr. Die Lektüre war damals noch kein Zeitbedürfnis, man verstand sich nicht auf die Kunst, mit den hirnlosen Spielen der Phantasie, die gewöhnlich in den seichtesten Köpfen der Nation spuken, die Zeit zu töten. Es gab keine empfindsamen, pädagogischen, psychologischen, komischen, Volks- und Hexenromane; keine Robinsonaden, keine Familien- noch Klostergeschichten, keine Plimplampaskos, keine Kackerlaks, und die ganze fade Rosenthalsche Sippschaft hatte ihren Höckenweibermund noch nicht aufgetan, die Geduld des ehrsamen Publikums mit ihren Armseligkeiten zu ermüden. Aber doch tummelten sich die Ritter schon wacker auf der Stechbahn herum, Dietrich von Bern, Hildebrand, der gehörnte Siegfried, der starke Rennewart gingen auf die Drachen- und Lindwurmsjagd und erlegten Riesen und Zwerge von zwölf Mannsstärke. Der ehrwürdige Theuerdank war das

höchste Ideal von deutscher Art und Kunst, und damals das neueste Produkt des vaterländischen Witzes, doch nur für die schönen Geister, Dichter und Denker seines Jahrhunderts. Franz gehörte zu keiner von diesen Klassen, daher wußte er sich mit nichts zu beschäftigen, als daß er seine Laute stimmte und zuweilen drauf klimperte, hiernächst zur Abwechslung aus dem Fenster schaute und Wetterbeobachtungen anstellte, aus welchen sich gleichwohl so wenig ein Resultat ergab, als aus der verlorenen Mühe unserer windsüchtigen Meteorologen. Sein Beobachtungsgeist bekam indessen bald eine andere Nahrung, wodurch der leere Raum in Kopf und Herzen auf einmal ausgefüllt wurde.

In dem engen Gäßchen, seinem Fenster gerade gegenüber, wohnte eine ehrbare Matrone, die auf Hoffnung besserer Zeiten sich kümmerlich vom langen Faden nährte, den sie nebst einer wunderschönen Tochter durch die Spindel gewann, sie zogen tagtäglich denselben so lang aus, daß sie die ganze Stadt Bremen, mit Wall und Graben und

allen Vorstädten, leicht damit hätten umspannen mögen. Die beiden Spinnerinnen waren eigentlich nicht für die Spindel geboren, sie waren von gutem Herkommen und lebten ehedem im behaglichen Wohlstande. Der schönen Meta Vater hatte ein eigenes Schiff auf der See, das er selbst befrachtete und damit jährlich nach Antwerpen fuhr: aber ein schwerer Sturm begrub das Schiff mit Mann und Maus und einer reichen Ladung in den Abgrund des Meeres, als Meta noch nicht ihre Kinderjahre zurückgelegt hatte. Die Mutter, eine verständige, gesetzte Frau, ertrug den Verlust ihres Gatten und des sämtlichen Vermögens mit weiser Standhaftigkeit, entschlug sich, aus edlem Stolze, bei ihrer Dürftigkeit aller Unterstützungen des wohltätigen Mitleids ihrer Freunde und Anverwandtschaft, die sie für schimpfliche Almosen hielt, so lange sie noch in ihrer eigenen Tätigkeit Mittel zu finden glaubte, durch ihrer Hände Fleiß sich zu ernähren. Sie überließ ihr großes Haus und all das köstliche Gerät darin den harten Gläubigern ihres verunglückten

Mannes, bezog eine kleine Wohnung im engen Gäßchen und spann vom frühen Morgen an bis in die späte Nacht, ob ihr dieser Broterwerb gleich schwer einging, und sie den Faden oft mit heißen Tränen netzte. Dennoch erreichte sie durch diese Emsigkeit den Endzweck, von niemand abzuhängen und keinem Menschen einige Verbindlichkeit schuldig zu sein. In der Folge lehrte sie die heranwachsende Tochter zu gleicher Beschäftigung an und lebte so genau, daß sie von ihrem Erwerb noch einen Sparpfennig zurücklegte, den sie anwendete, nebenher einen kleinen Flachshandel zu treiben.

Sie vermeinte jedoch keineswegs, in diesem dürftigen Zustande ihr Leben zu beschließen, vielmehr stärkte die wackere Frau ihren Mut mit günstigen Aussichten in die Zukunft, hoffte dereinst wieder in eine behagliche Lage zu kommen und in dem Herbste des Lebens auch noch ihren Weibersommer zu genießen. Diese Hoffnung gründete sich nicht so ganz auf leere Träume der Phantasie, sondern auf eine planmäßige und vernünftige Erwartung. Sie

sahe ihre Tochter wie eine Frühlingsrose aufblühen, dabei war sie tugendlich und sittsam und mit so vielen Talenten des Geistes und Herzens begabt, daß die Mutter Freude und Trost an ihr empfand und sich den Bissen aus dem Munde absparte, um nichts an einer anständigen Erziehung mangeln zu lassen. Denn sie glaubte, wenn ein Mädchen der Skizze gleichkäme, welche Salomon der weise Philogyn von dem Ideal einer vollkommenen Gattin entworfen hat: *) so könne es nicht fehlen, daß eine so köstliche Perl zum Hausschmuck eines rechtlichen Mannes werde aufgesucht und darum gehandelt werden: denn Schönheit und Tugend miteinander vereinbart galten zu Mutter Brigittens Zeiten gerade soviel in den Augen der Freier, als in unseren Tagen Sippschaft und Vermögen. Zudem gab es auch mehr Ehekompetenten: man hatte damals den Glauben, die Frau sei der wesentlichste, nicht aber nach der verfeinerten ökonomischen Theorie der ent-

*) Sprüchworte Salom., 31. Kap., 11. Vers bis zu Ende.

behrlichste Hausrat in der Wirtschaft. Die schöne Meta blühte zwar nur wie eine köstliche seltene Blume im Gewächshaus, nicht unter Gottes freiem Himmel; sie lebte unter mütterlicher Aufsicht und Gewahrsam höchst eingezogen und stille, ließ sich auf keiner Promenade und in keiner Gesellschaft blicken; kam im ganzen Jahre kaum einmal vors Tor ihrer Vaterstadt, und das schien den Grundsätzen einer gesunden Mutterpolitik gerade entgegen. Die alte Frau E** in Memel verstand's weiland anders, schickte die reisende Sophie, wie klar am Tage liegt, eigentlich nur auf Heiratsspekulation von Memel nach Sachsen und erreichte ihre Absicht vollkommen: wieviel Herzen steckte die wandernde Nymphe in Brand, wieviel Kompetenten warben um sie! Wenn sie als ein häusliches, sittsames Mädchen daheim geblieben wär, würde sie in der Klausur ihrer jungfräulichen Zelle vielleicht abgeblüht haben, ohne sogar an dem Magister Kübbuz eine Eroberung zu machen. Andere Zeiten, andere Sitten. Töchter sind bei uns ein Kapital, das in Umlauf muß

gesetzt werden, wenns rentieren soll; ehemals wurden sie wie Spargelb unter Schloß und Riegel aufbewahrt; aber die Wechsler wußten doch, wo der Schatz verborgen lag und wie ihm beizukommen sei. Mutter Brigitta steuerte sich auf einen wohlhabenden Eidam, der sie einst wieder aus dem babylonischen Gefängnis im engen Gäßchen in das Land des Überflusses, wo Milch und Honig innen fließt, zurückführen würde und vertraute fest darauf, die Urne des Schicksals werde das Los ihrer Tochter mit keiner Niete zusammen paaren.

Eines Tages, als Nachbar Franz zum Fenster ausschaute, um Wetterbeobachtungen anzustellen, erblickte er die reizende Meta, welche mit der Mutter aus der Kirche zurückkam, wo sie täglich Messe zu hören nicht verfehlte. In seinem Glücke hatte der unstete Wüstling für das schöne Geschlecht keine Augen gehabt, die feineren Gefühle schliefen noch in seiner Brust und alle Sinnen waren von dem unaufhörlichen Rausche des Wohllebens gleichsam umnebelt. Jetzt hatten sich die stürmischen Wellen der Ausgelassenheit

gelegt, und bei der großen Windstille wirkte das kleinste Lüftchen auf die Spiegelfläche seiner Seele. Er wurde von dem Anblick der lieblichsten weiblichen Figur, die ihm jemals vorgeschwebt hatte, bezaubert, gab von Stund an das dürre meteorologische Studium auf und stellte nun ganz andere Beobachtungen an zu Beförderung der Menschenkunde, die ihm weit unterhaltendere Beschäftigung gaben. Er zog bei seinem Wirt bald Kundschaft von der angenehmen Nachbarschaft ein und erfuhr das größtenteils, was wir bereits schon wissen.

Jetzt fiel ihm der erste reuige Gedanke über seine unbesonnene Verschwendung auf, es regte sich ein geheimes Wohlwollen in seinem Herzen gegen die neue Bekanntschaft, und er wünschte nur um deswillen sein väterliches Erbgut wieder zurück, die liebenswürdige Meta damit auszusteuern. Das Quartier im engen Gäßchen war ihm jetzt so lieb, daß ers nicht mit dem Schudding*) würde vertauscht haben. Er kam den ganzen Tag nicht mehr vom

*) Eins der ansehnlichsten Gebäude in Bremen, worinnen die Konvente der Kaufleute gehalten werden.

Fenster hinweg, um die Gelegenheit zu erlauern, das liebe Mädchen zu beäugeln, und wenn sie sich sehen ließ, fühlte er mehr Entzücken in seiner Seele, als der Beobachter Horockes zu Liverpol empfand, da er zum ersten Mal die Venus durch die Sonne wandern sah.

Zum Unglück stellte die wachsame Mutter Gegenbeobachtungen an und merkte bald, was der Lungerer gegenüber im Schilde führte, und weil er als ein Wüstling ohnehin bei ihr gar schlecht akkredidiert war, so entrüstete sie dieses tägliche Angaffen so sehr, daß sie ihr Fenster mit einer Schleierwolke verhüllte und die Vorhänge dicht zuzog. Meta erhielt strengen Befehl, sich nicht mehr am Fenster sehen zu lassen, und wenn die Mutter mit ihr in die Messe ging, hing sie ihr ein Regentuch übers Gesicht, vermummte sie wie eine Favoritin des Großherrn und sputete sich, daß sie mit ihr um die Ecke des Gäßleins herumkam, um dem Auflaurer aus den Augen zu gehen.

Franz stand eben nicht im Rufe, daß der Scharfsinn sein vorzüglichstes Talent sei; aber

die Liebe weckt alle Fähigkeiten der Seele auf. Er merkte, daß er durch sein unbescheidenes Spähen sich verraten hatte und zog sich alsbald von seinem Fensterposten zurück, mit dem Entschluß, nicht wieder auszuschauen, wenn auch das Venerabile vorbeigetragen würde. Dagegen sann er auf einen Fund, seine Beobachtungen dennoch unbemerkt fortzusetzen, und das gelang seiner Erfindsamkeit ohne große Mühe.

Er heuerte den größten Spiegel, der aufzutreiben war, und hing diesen in seiner Stube unter einer solchen Richtung auf, daß er durch denselben alles, was in der Wohnung seiner Nachbarinnen vorging, deutlich bemerken konnte. Da man in vielen Tagen nichts mehr von dem Lauerer wahrnahm, öffneten sich allmählich die Gardinen wieder, und der große Spiegel empfing zuweilen die Gestalt des herrlichen Mädchens und gab sie zur großen Augenweide seines Inhabers getreulich zurück. Je tiefer die Liebe in seinem Herzen Wurzel schlug*), desto mehr erweiterten sich seine

*) ἀπὸ τοῦ ὁρᾶν ἔρχεται τὸ ἐρᾶν.

Wünsche. Jetzt kam es darauf an, der schönen Meta seine Leidenschaft zu veroffenbaren und ihre gegenseitige Gesinnung zu erforschen. Der gewöhnliche und gangbarste Weg, den Verliebte unter einer solchen Konstellation ihrer Neigungen und Wünsche einzuschlagen pflegen, war ihm in seiner gegenwärtigen Lage ganz unzugänglich. In jenem sittsamen Zeitalter hielt es überhaupt schwer für verliebte Paladins, sich bei den Töchtern vom Hause zu introduzieren: Toiletten-Besuche waren noch nicht Sitte; trauliche Zusammenkünfte unter vier Augen waren mit dem Verluste des guten Rufs von Seiten der weiblichen Teilhaberschaft verpönt, Promenaden, Esplanaden, Maskeraden, Picknicks, Goutés, Soupés und andere Erfindungen des neueren Witzes, die süße Minne zu begünstigen, gab es noch nicht, nur die verschwiegene Ehekammer gestattete die Konkurrenz beider Geschlechter zur Erörterung ihrer Herzensangelegenheiten. Dem ungeachtet gingen alle Dinge ihren Gang so gut wie bei uns. Gevatterschaften, Hochzeitsschmäuse, Leichenmahle

waren, vornehmlich in Reichsstädten, privilegierte Vehikel, Liebschaften anzuspinnen und Ehetraktaten zu betreiben, darum sagt das alte Sprüchwort: Es wird keine Hochzeit vollbracht, es wird eine neue erdacht. Aber einen verarmten Schlemmer begehrte niemand in seine geistliche Verwandschaft aufzunehmen, er wurde zu keinem Hochzeitsmahl, zu keinem Leicheneſſen geladen. Der Schleifweg, durch die Zofe, durch die junge Magd oder einen anderen dienstbaren Geist von Unterhändlerin zu negoziieren, war hier versperrt: Mutter Brigitta hatte weder Magd noch Zofe, der Flachs- und Garnhandel ging allein durch ihre Hand, und sie verließ die Tochter so wenig als ihr Schatten.

Unter diesen Umständen wars unmöglich, daß Nachbar Franz der geliebten Meta sein Herz entweder mündlich oder schriftlich entdecken konnte. Er erfand aber bald ein Sprachidiom, das für die Darstellung der Leidenschaften ausdrücklich gemacht scheint. Zwar gebührt ihm nicht die Ehre der ersten Erfindung: lange vor ihm hatten die emp-

findsamen Seladons in Welschland und Spanien schmelzende Harmonien bei ihren Serenaden, die Sprache des Herzens, unter dem Balkon ihrer Donna reden lassen, und dieses melodische Pathos soll in Liebesdeklarationen des Zwecks nicht leicht verfehlen und nach dem Geständnis der Damen herzanfassender und hinreißender sein, als weiland die Wohlredenheit des ehrwürdigen Vaters Chrysostomus oder die Beredsamkeit des schulgerechten Cicero und Demosthenes. Aber davon hatte der schlichte Bremer nie ein Wort gehört, folglich war die Erfindung, seine Herzgefühle in musikalische Akkorde überzutragen und sie der geliebten Meta vorzulautenieren, ganz die seinige.

In einer empfindsamen Stunde ergriff er sein Instrument, ließ es jedoch nicht wie sonst bei dem bloßen Stimmen bewenden, sondern lockte rührende Melodien aus den harmonischen Seiten hervor, und in minder als einem Monat schuf die Liebe den musikalischen Stümper zum neuen Amphion um. Die ersten Versuche schienen eben nicht bemerkt zu werden;

aber bald wurde im engen Gäßchen alles Ohr, wenn der Virtuos einen Akkord anschlug, die Mütter schwiegen die Kinder, die Väter wehrten den lärmenden Knaben vor den Türen, und er hatte das Vergnügen, durch den Spiegel zu bemerken, daß Meta mit ihrer alabasternen Hand zuweilen das Fenster öffnete, wenn er anfing zu präludieren. Wars ihm gelungen, sie herbei zu ziehen, daß sie ihm das Ohr lieh, so rauschten seine Phantasien im frohen Allegro oder hüpften in scherzenden Tanzmelodien daher; hielt sie aber der Umtrieb der Spindel oder die geschäftige Mutter ab, sich sehen zu lassen, so wälzte ein schwerfälliges Andante sich über den Steg der seufzenden Laute, welches in schmachtenden Modulationen ganz das Gefühl des Kummers ausdrückte, den Liebesqual in seine Seele goß.

Meta war keine ungelehrige Schülerin und lernte bald diese ausdrucksvolle Sprache verstehen. Sie machte verschiedene Versuche, zu prüfen, ob sie sich alles recht verdolmetscht hätte, und fand, daß sie nach ihrer Willkür

die Virtuosenlaune des unsichtbaren Lautenschlägers regieren konnte: denn die stillen, sittsamen Mädchen haben, wie bekannt, einen ungleich schärferen Gefühlsblick, als die raschen, flatterhaften Dirnen, die mit schmetterlingsartigem Leichtsinn von einem Gegenstande zum andern forteilen und an keinen ihre Aufmerksamkeit heften. Sie fand ihre weibliche Eitelkeit dadurch geschmeichelt, und es behagte ihr, durch eine geheime Zaubermacht die nachbarliche Laute bald in den Ton der Freude, bald in den wimmernden Klageton stimmen zu können. Mutter Brigitta aber hatte mit dem Erwerb im Kleinen immer den Kopf so voll, daß sie nicht darauf achtete, und die schlaue Tochter hütete sich wohl, ihr die gemachte Entdeckung mitzuteilen und dachte vielmehr darauf, eine Gelegenheit auszuspähen, diese harmonischen Apostrophe an ihr Herz aus einem gewissen Wohlwollen gegen den girrenden Nachbar oder aus Eitelkeit, um ihren hermeneutischen Scharfsinn zu offenbaren, durch eine symbolische Gegenrede zu erwidern. Sie äußerte ein Verlangen, Blumen-

töpfe vor dem Fenster zu haben, und dieses unschuldige Vergnügen ihr zu gestatten, fand bei der Mutter keine Schwierigkeit, die nichts mehr von dem lauersamen Nachbar fürchtete, nachdem sie ihn nicht mehr vor Augen sah.

Nun hatte Meta einen Beruf, ihre Blumen zu warten, zu begießen, vor den Sturmwinden sie zu sichern und anzubinden, auch ihr Wachstum und Gedeihen zu beobachten. Mit unaussprechlichem Entzücken erklärte der glückliche Liebhaber diese Hieroglyphen ganz zu seinem Vorteil, und die beredte Laute ermangelte nicht, seine frohen Empfindungen in das horchsame Ohr der schönen Blumenfreundin über das enge Gäßchen hinüber zu modulieren. Das tat in dem zarten, jungfräulichen Herzen Wunder. Es fing an, sie heimlich zu kränken, wenn Mutter Brigitta bei ihren weisen Tischreden, wo sie mit der Tochter zuweilen ein Stündchen zu kosen pflegte, den musikalischen Nachbar in die Zensur nahm, ihn einen Taugenichts und Lungerer schalt oder mit dem verlorenen Sohn verglich. Sie nahm immer seine Partei,

wälzte die Schuld seines Verderbens auf die leidige Verführung und legte ihm nichts zur Last, als daß er das goldene Sprüchlein nicht erwogen hätte: junges Blut, spar dein Gut! Indessen verteidigte sie ihn mit schlauer Vorsicht, daß es schien, es sei damit mehr auf die Unterhaltung des Gesprächs abgesehen, als daß sie an der Sache selbst Anteil nähme.

Während daß Mutter Brigitta innerhalb ihrer vier Wände gegen den jungen Wildfang eiferte, hegte dieser für sie gleichwohl die besten Gesinnungen und machte die ernsthafteste Spekulation, wie er nach Vermögen ihre dürftigen Umstände verbessern und die wenige Habe, die ihm noch übrig war, mit ihr teilen möchte, so daß es ihr doch gänzlich verborgen blieb, daß ein Teil seines Eigentums in das ihrige übergegangen sei. Eigentlich wars mit dieser milden Spende freilich nicht auf die Mutter, sondern auf die Tochter abgesehen. Unter der Hand hatte er vernommen, daß der schönen Meta nach einem neuen Leibrock gelüste, welchen zu kaufen die Mutter ihr abschlug unter dem Vorwand schwerer

Zeiten. Er urteilte aber ganz recht, daß ein Geschenk oder ein Stück Zeug von unbekannter Hand wohl schwerlich dürfte angenommen werden oder die Tochter sich darein kleiden möchte, und daß er alles verderben würde, wofern er sich als der Geber zu der Spende legitimieren wollte. Unversehens führte der Zufall eine Gelegenheit herbei, diesen guten Willen auf die schicklichste Art zu realisieren.

Mutter Brigitta beklagte sich gegen eine Nachbarin, der Flachs sei nicht geraten und koste mehr im Einkauf, als die Abnehmer dafür bezahlen wollten, daher sei dieser Nahrungszweig vor der Hand nichts anderes als ein dürrer Ast. Horcher Franz ließ sich das nicht zweimal sagen. Er lief alsbald zum Goldschmied und vermäkelte die Ohrenspangen seiner Mutter, kaufte einige Steine Flachs ein und ließ sie durch eine Unterhändlerin, die er gewann, seiner Nachbarin für einen geringen Preis anbieten. Der Handel wurde geschlossen und wucherte so reichlich, daß die schöne Meta auf Allerheiligentag in einem neuen Leibrock prangte. Sie leuchtete in

diesem Prunk dem spähenden Nachbar dergestalt in die Augen, daß er an den heiligen elftausend Jungfrauen samt und sonders würde vorbeigegangen sein, wenn ihm vergönnt gewesen wäre, sich ein Herzgespiel darunter zu suchen, um die reizende Meta zu wählen.

Doch eben da er sich über den guten Erfolg seiner unschuldigen List in der Seele freute, wurde das Geheimnis verraten. Mutter Brigitta wollte der Flachsströdlerin, die ihr so reichen Erwerb eingebracht hatte, zur Vergeltung auch eine Güte tun und bewirtete sie mit einem wohlgezuckerten Reisbrei*) und einem Quartierchen spanischen Sekt. Diese Näscherei setzte nicht nur den zahnlosen Mund,

*) Ehe der Kaffee bekannt war, pflegten Damen vom Stande den weiblichen Besuch mit Konfekt oder anderem Backwerk und süßem Wein zu bedienen; wirtschaftlichere Hausmütter substituierten dafür Reisbrei und ein Glas Landwein. Der erstere stand als eine vorzügliche Leckerei in großem Kredit und wurde bei den Gastmahlen der Fürsten aufgetragen. Ohne Reisbrei wurde selbst kein kurfürstliches Beilager vollzogen, wie die archivarischen Urkunden aufbewahrter alter Küchenzettel besagen.

sondern auch die geschwätzige Zunge der Alten in Bewegung, sie verhieß, den Flachshandel fortzusetzen, wenn ihr Kommittent sich ferner geneigt dazu finden ließ, wie sie aus guten Gründen vermute. Ein Wort gabs andere, Mutter Evas Töchter forschten, mit der ihrem Geschlechte gewöhnlichen Neugier, so lange nach, bis sie das morsche Siegel der weiblichen Verschwiegenheit auflösten. Meta erbleichte vor Schrecken über diese Entdeckung, die sie würde entzückt haben, wenn nicht die Mutter Teilhaberin derselben gewesen wäre. Aber sie kannte ihre strengen Begriffe von Sittlichkeit und Anstand, und die machten ihr für den Verlust des neuen Leibrocks bange. Die ernste Frau geriet nicht minder in Bestürzung über diese Novelle und wünschte ihrerseits gleichfalls, daß sie allein Notiz von der eigentlichen Beschaffenheit ihres Flachshandels möchte erhalten haben, denn sie fürchtete, die nachbarliche Großmut möchte auf das Herz der Tochter einen Eindruck machen, der ihren ganzen Plan verrückte. Daher beschloß sie, den noch zarten Keim

des Unkrautes auf frischer Tat aus dem jungfräulichen Herzen zu vertilgen. Der Leibrock wurde, aller Bitten und Tränen der lieblichen Besitzerin ungeachtet, vorerst in Beschlag genommen und des folgenden Tages auf den Trödelmarkt geschickt, das daraus gelöste Geld mit dem übrigen aufs gewissenhafteste berechneten Gewinn von dem Flachsnegoz zusammeugepackt und als eine alte Schuld unter der Aufschrift: an Herrn Franz Melcherson, seßhaft in Bremen, durch Beihülfe des Hamburger Boten zurück spediert. Der Empfänger nahm auf guten Glauben das Päckchen Geld als einen unvermuteten Segen an, wünschte, daß alle Schuldner seines Vaters in Abzahlung der alten Reste so gewissenhaft sein möchten als dieser biedere Unbekannte, und ahnte nichts von dem wahren Zusammenhang der Sache; die schwatzhafte Mäklerin hütete sich auch wohl, von ihrer Plauderei ihm Confidence zu machen, sie begnügte sich nur, ihm zu sagen, Mutter Brigitta habe den Flachshandel aufgegeben.

Unterdessen belehrte ihn der Spiegel, daß

gegenüber die Abspekten in einer Nacht sich gar sehr verändert hatten. Die Blumentöpfe waren insgesamt verschwunden, und die Schleierwolken bedeckten wieder den freundlichen Horizont der gegenseitigen Fenster. Meta war selten sichtbar, und wenn sie ja einmal auf einen Augenblick zum Vorschein kam, wie der Silbermond in einer stürmischen Nacht aus dem Gewölke, so erschien sie mit gar trübseligem Gesicht, das Feuer ihrer Augen war verloschen und ihm bedünkte, sie zerdrücke zuweilen ein perlendes Tränlein mit dem Finger. Das griff ihm gewaltsam ans Herz, und die Laute hallte schwermutsvolle Mitempfindung in weichen lydischen Tönen. Er quälte sich und sann, die Ursache des Trübsinns seiner Liebschaft zu erforschen, ohne mit seinem Dichten und Denken etwas zu enden. Nach Verlauf einiger Tage bemerkte er mit großer Bestürzung, daß sein liebster Hausrat, der große Spiegel, ihm völlig unbrauchbar sei. Er lagerte sich an einem heiteren Morgen in den gewöhnlichen Hinterhalt und wurde gewahr, daß die Wolken

gegenüber alle wie nächtliche Nebel verschwunden waren, welches er anfangs einer großen Wäsche zuschrieb; aber bald sah er, daß inwendig im Zimmer alles öd und ledig war: die angenehme Nachbarschaft war Abends zuvor in aller Stille dekampiert und hatte das Quartier verändert.

Nun konnte er mit aller Muße und Bequemlichkeit wieder die freie Aussicht genießen, ohne zu befürchten, irgend jemand durch sein Ausschauen lästig zu fallen; allein für ihn wars ein peinlicher Verlust, des wonnigen Anblicks seiner platonischen Liebschaft entbehren zu müssen. Stumm und fühllos stand er da, wie ehemals sein Kunstgenoß, der harmonische Orpheus, als der geliebte Schatten seiner Eurydice wieder zum Orkus hinabschwand, und wenn zu seiner Zeit das Tollhäuslergefühl unserer Kraftmänner, die im abgewichenen Jahrzehnt tosten, nun aber wie die Hummeln beim ersten Frost verschwunden sind, zur Existenz wär gediehen gewesen, so würde diese Windstille in einen plötzlichen Orkan übergegangen sein. Das

Wenigste, was er hätte tun können, wäre gewesen, sich die Haare auszuraufen, auf der Erde sich herum zu wälzen oder den Kopf gegen die Wand zu rennen, den Ofen und die Fenster einzuschlagen und sich als ein Unsinniger zu gebärden. Alles das unterblieb aus dem ganz einleuchtenden Grunde, weil wahre Liebe nie Toren macht, sondern das Universale ist, kranke Gemüter von Torheit zu heilen, der Ausschweifung sanfte Fesseln anzulegen und jugendliche Unbesonnenheit von dem Wege des Verderbens auf die Bahn der Vernunft zu leiten: denn der Wüstling, welchen die Liebe nicht wieder zurecht bringt, ist unwiederbringlich verloren.

Sobald sich sein Geist wieder gesammelt hatte, stellte er über das unerwartete Phänomen am nachbarlichen Horizont mancherlei lehrreiche Betrachtungen an. Er vermutete allerdings, daß er der Hebel gewesen sein möchte, der die Bewegung im engen Gäßchen veranlaßt und die Auswanderung der weiblichen Kolonie bewirkt habe; der Geldempfang, der eingestellte Flachshandel und die darauf

erfolgte Emigration dienten einander zu wechselseitigen Exponenten, ihm alles aufzuklären. Er merkte, daß Mutter Brigitta hinter seine Geheimnisse gekommen sei und sah aus allen Umständen, daß er nicht ihr Held war, und diese Entdeckung munterte eben seine Hoffnung nicht sehr auf. Die symbolische Rücksprache der schönen Meta hingegen, welche sie mittelst der Blumentöpfe auf seine harmonischen Liebesanträge mit ihm genommen hatte, ihr Trübsinn und die Zähre, die er kurz vor der Auswanderung aus dem engen Gäßchen in ihren schönen Augen bemerkt hatte, belebten seine Hoffnung wieder und erhielten ihn bei gutem Mute. Sein erstes Geschäft war, auf Kundschaft auszugehen und in Erfahrung zu bringen, wo Mutter Brigitta ihre Residenz hinverlegt habe, um das geheime Einverständnis mit der zärtlichen Tochter auf irgend eine Weise zu unterhalten. Es kostete ihn wenig Mühe, ihren Aufenthalt zu erfahren, gleichwohl war er zu bescheiden, ihr mit wesentlicher Wohnung zu folgen und begnügte sich, nur die Kirche

auszuspähen, wo sie nun Messe hörten, um sich das Vergnügen des Anblicks seiner Geliebten täglich einmal zu verschaffen. Er verfehlte nie, ihr auf dem Heimwege zu begegnen, bald da, bald dort in einem Laden oder in einer Haustür, wo sie vorüber gehen mußte, ihr aufzupassen und sie freundlich zu grüßen, welches so viel galt als ein Billet doux und auch die nämliche Wirkung tat.

Wär Meta nicht allzu klostermäßig erzogen und von der strengen Mutter wie ein Schatz von den Augen eines Geizigen bewacht worden, so hätte Nachbar Franz mit seiner verborgenen Werbung auf ihr Herz ohne Zweifel wenig Eindruck gemacht. Aber sie war in dem kritischen Alter, wo Mutter Natur und Mutter Brigitta mit ihrer guten Lehr und Unterricht immer in Kollision kamen. Jene lehrte sie durch geheimen Instinkt Empfindungen kennen und pries ihr solche als die Panazee des Lebens an, für die sie keinen Namen hatte; diese warnte sie vor den Überraschungen einer Leidenschaft, die sie nicht mit dem wahren Namen benennen wollte,

die aber, ihrer Sage nach, für junge Mädchen schädlicher und verderblicher sein sollte als Blattergift. Jene belebte im blühenden Lenz des Lebens, nach Beschaffenheit der Jahreszeit, ihr Herz mit wohltätiger Wärme, diese wollte, daß es immer so frostig und kalt als ein Eiskeller bleiben sollte. Dieses ganz entgegengesetzte pädagogische System zweier guten Mütter gab dem lenksamen Herzen der Tochter die Richtung eines Schiffs, das gegen den Wind gesteuert wird und weder dem Winde noch dem Ruder folgt, sondern ganz natürlich eine dritte Direktion nimmt. Sie behielt die Sittsamkeit und Tugend bei, die ihr durch die Erziehung von Jugend an war eingeprägt worden, und ihr Herz war aller zärtlichen Empfindungen empfänglich. Weil nun Nachbar Franz der erste Jüngling war, der diese schlafenden Gefühle aufgeweckt hatte, so empfand sie ein gewisses Behagen an ihm, das sie sich kaum selbst gestand, das aber jedes minder unerfahrene Mädchen würde für Liebe erklärt haben. Darum ging ihr der Abschied aus dem engen Gäßchen so nahe,

darum zitterte ein Tränlein von ihren schönen Augen, darum dankte sie dem lauersamen Franz so freundlich, wenn er sie auf dem Kirchwege grüßte und wurde rot dabei bis an die Ohren. Beide Liebenden hatten zwar nie ein Wort mit einander gesprochen, aber er verstand sie, sie verstand ihn so vollkommen, daß sie unter vier Augen sich gegeneinander nicht deutlicher würden haben erklären können, und beide Kontrahenten schworen, jeder Teil für sich im Herzen, unter dem Siegel der Verschwiegenheit dem anderen den Bund der Treue.

In dem Viertel, wo Mutter Brigitta eingemietet hatte, gabs auch Nachbarschaften, und unter diesen auch Mädchenspäher, denen die Wohlgestalt der reizenden Meta nicht verborgen bleiben konnte. Gerade ihrer Behausung gegenüber wohnte ein wohlhabender Brauherr, den die Scherztreiber, weil er sehr bei Mitteln war, nur den Hopfenkönig nannten. Er war ein junger, flinker Witwer, dessen Trauerjahr eben zu Ende lief und nun, ohne die Gesetze des Wohlstandes zu über-

treten, berechtigt war, sich nach einer anderweiten Gehülfin in der Wirtschaft umzusehen. Er hatte gleich nach dem Hinscheiden der seligen Frau mit seinem Schutzpatron, dem heiligen Christoph, in aller Stille den Kontrakt gemacht, ihm eine Wachskerze zu opfern, so lang als eine Hopfenstange und so dick als ein Schnürbaum, wenn er es ihm mit der zweiten Wahl nach dem Wunsch seines Herzens würde gelingen lassen. Kaum hatte er die schlanke Meta erblickt, so träumte ihm, der heilige Christoph sähe im zweiten Geschoß des Hauses*) zum Fenster des Schlafgemachs herein und mahne seine Schuld ein. Das dünkte dem raschen Witwer ein himmlischer Beruf zu sein, unverzüglich das Netz auszuwerfen. Am frühen Morgen berief er die Mäkler der Stadt und gab ihnen Kommission auf gebleichtes Wachs, darauf putzte er sich

*) Sankt Christoph erscheint seinen Schutzbefohlenen nie in einem einsamen Kämmerlein wie die übrigen Heiligen, mit Himmelslicht umflossen: Für seine gigantische Natur ist jedes Zimmer zu niedrig, daher tut der heilige Enaksohn alle Geschäfte mit seinen Pfleglingen nur vor dem Fenster ab.

heraus wie ein Ratsherr, sein Heiratsgewerbe zu betreiben. Er hatte keine musikalischen Talente, und in der geheimen Symbolik der Liebe war er ein roher Idiot; aber er hatte ein reiches Brauerbe, ein bares Kapital auf der Stadtkämmerei, ein Schiff auf der Weser und einen Meierhof vor der Stadt. Unter diesen Empfehlungen hätte er auch wohl ohne Beistand des heiligen Christophs auf einen erwünschten Erfolg seiner Werbung rechnen können, besonders bei einer Braut ohne Heiratsgut.

Er ging, dem alten Herkommen gemäß, gerade vor die rechte Schmiede und entdeckte der Mutter freundnachbarlich seine christliche Absicht auf ihre tugendliche und ehrsame Tochter. Keine Engelerscheinung hätte die gute Frau mehr entzücken können als diese frohe Botschaft. Sie sah jetzt die Frucht ihres klugen Plans und die Erfüllung ihrer Hoffnung reifen, aus der bisherigen Dürftigkeit zu ihrem ersten Wohlstand zurückzukehren, segnete den guten Gedanken, aus dem Winkelgäßchen weggezogen zu sein, und in der ersten

Aufwallung der Freude, da sich tausend heitere Ideen in ihrer Seele aneinander reihten, dachte sie auch an den Nachbar Franz, der die Veranlassung dazu gegeben hatte. Ungeachtet er eben nicht ihr Schoßjünger war, gelobte sie ihm doch als dem zufälligen Werkzeuge ihres aufgehenden Glückssterns eine heimliche Freude mit irgend einer Spende zu machen und dadurch zugleich Abtrag für den wohlgemeinten Flachshandel zu leisten.

In dem mütterlichen Herzen waren die Heiratspräliminarien so gut als unterzeichnet, doch erlaubte der Wohlstand nicht, in einer so wichtigen Sache zu rasch zu Werke zu gehen, daher nahm sie den Antrag ad referendum, um nebst ihrer Tochter die Sache mit Gebet zu überlegen und bestimmte eine achttägige Frist, nach deren Verlauf sie den ehrsamen Brautwerber, wie sie sagte, mit genügender Antwort zu kontentieren hoffte, welches er sich als die gewöhnliche Prozedur gar gern gefallen ließ und sich empfahl. Kaum hatte er den Rücken gewendet, so wurden Spindel und Weife, Schwingstock und Hechel ohne

Rücksicht auf ihre treugeleisteten Dienste und so unverschuldet als zuweilen die Pariser Parlamentsherren ins Elend verwiesen und als unnütze Gerätschaften in die Rumpelkammer gestellt. Wie Meta aus der Messe zurückkam, erstaunte sie über die plötzliche Katastrophe in dem Wohnzimmer, es war alles aufgeputzt wie an einem von den drei hohen Festen im Jahr. Sie begriff nicht, wie die emsige Mutter an einem Werktage ihre tätige Hand so lässig in den Schoß legen konnte; doch ehe sie noch Zeit gewann, über diese Reform im Hause die freundlich lächelnde Mutter zu befragen, kam ihr diese schon mit Aufklärung des Rätsels entgegen. Die Suada saß auf ihren Lippen, und es ergoß sich ein Strom von weiblicher Wohlredenheit aus ihrem Munde, das bevorstehende Glück mit den lebhaftesten Farben abzuschildern, die ihre Einbildungskraft nur immer auftreiben konnte. Sie erwartete von der keuschen Meta das sanfte Erröten der jungfräulichen Verschämtheit, welches das Noviziat in der Liebe ankündigt, und dann

eine völlige Resignation in den mütterlichen Willen. Denn bei Heiratspropositionen waren ehedem die Töchter in dem Fall unserer Fürstentöchter, sie wurden nicht um ihre Neigung befragt und hatten keine Stimme bei der Wahl ihres legalen Herzgespiels, als das Jawort vor dem Altar.

Allein Mutter Brigitta irrte sich in diesem Punkte gar sehr: die schöne Meta wurde bei dieser unvermuteten Notifikation nicht rot wie eine Rose, sondern totenblaß wie eine Leiche. Ein hysterischer Schwindel umnebelte ihre Sinne, und sie sank ohnmächtig in den mütterlichen Arm. Nachdem ihre Lebensgeister mit kaltem Wasser wieder waren aufgefrischt worden und sie sich in etwas erholt hatte, flossen ihre Augen von Tränen, als wenn ihr groß Unglück begegnet wäre. Daraus merkte die verständige Mutter bald ab, daß ihr das Heiratsgewerbe nicht zu Sinne sei, worüber sie sich denn höchlichst verwunderte und weder Bitten noch Ermahnungen sparte, die Gelegenheit, durch eine gute Heirat ihr Glück zu machen, nicht aus Eigensinn und

Widerspenstigkeit zu verscherzen. Aber Meta war nicht zu überreden, daß ihr Glück von einer Heirat abhinge, wozu ihr Herz nicht seinen Assent gäbe. Die Debatten zwischen Mutter und Tochter dauerten verschiedene Tage, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, der Termin zum Bescheid rückte heran, die gigantische Wachskerze für den heiligen Christoph, deren sich der König Og von Basan nicht würde geschämt haben, wenn sie als hochzeitliche Fackel bei seinem Beilag er ihm vorgeleuchtet hätte, war auch bereits fertig und gar herrlich mit lebendigen Blumen bemalt wie ein buntes Licht, ob der Heilige sich gleich so untätig für seinen Klienten die ganze Zeit über bewiesen hatte, daß diesem das Herz der schönen Meta verriegelt und verschlossen blieb.

Indessen hatte sie sich die Augen ausgeweint, und die mütterliche Überredungskunst hatte so gewaltsam gewirkt, daß sie wie eine Blume von schwüler Sonnenhitze zusammenwelkte und sichtbar abzehrte. Geheimer Kummer nagte an ihrem Herzen, sie hatte

sich ein strenges Fasten auferlegt und seit drei Tagen keinen Mundbissen genossen, auch mit keinem Tropfen Wasser ihre trockenen Lippen benetzt. Des Nachts kam ihr kein Schlaf in die Augen, und darüber wurde sie zum Sterben krank, daß sie die letzte Ölung begehrte. Da die zärtliche Mutter die Stütze ihrer Hoffnung wanken sah und bedachte, daß sie Kapital und Zinsen auf einmal verlieren könnte, fand sie nach genauer Überlegung, daß es ratsamer sei, die letzteren schwinden zu lassen, als beide zu entbehren, und bequemte sich nach der Tochter Willen mit freundlicher Nachgiebigkeit. Es kostete sie zwar große Überwindung und manchen schweren Kampf, eine so vorteilhafte Partie von der Hand zu weisen; doch gab sie sich endlich, wie es die Ordnung des Hausregiments mit sich bringt, ganz in den Willen ihres lieben Kindes und machte der Kranken deshalb weiter keine Vorwürfe. Da auf den bestimmten Tag der flinke Witwer sich anmeldete, in dem guten Vertrauen, daß sein himmlischer Geschäftsträger alles nach Wunsch

zur Richtigkeit würde gebracht haben, erhielt er ganz gegen seine Erwartung abschlägige Antwort, die jedoch mit so vielem Glimpf versüßt war, daß sie ihm einging wie Wermutwein mit Zucker. Er fand sich indessen leicht in sein Schicksal und beunruhigte sich so wenig darüber, als wenn sich ein Malzhandel zerschlagen hätte. Im Grunde war auch keine Ursache vorhanden, warum er sich hätte kränken sollen: seine Vaterstadt hat nie Mangel gehabt an liebenswürdigen Töchtern, die der Salomonschen Skizze gleichen und sich zu vollkommenen Gattinnen qualifizieren; überdies verließ er sich, ungeachtet der mißlungenen Ehewerbung, mit festem Vertrauen auf seinen Schutzpatron, der ihn auch anderweit so gut bediente, daß er, ehe ein Monat verlief, mit großem Pomp die gelobte Kerze vor den Altar des Heiligen pflanzte.

Mutter Brigitta bequemte sich nun, die exilierte Spinngerätschaft aus der Rumpelkammer zurück zu berufen und wieder in Aktivität zu setzen. Alles ging wieder seinen gewöhnlichen Gang. Meta blühte bald von

neuem auf, war tätig zur Arbeit und ging fleißig in die Messe, die Mutter hingegen konnte den heimlichen Gram über fehlgeschlagene Hoffnung und die Vernichtung ihres Lieblingsplans nicht verbergen, sie war mürrisch, mißmutig und kleinlaut. Besonders quälte sie an dem Tage üble Laune, wo der Nachbar Hopfenkönig Hochzeit hielt. Als der Brautzug in die Kirche begann und voraus von den Stadtpfeifern getrommelt und schalmeit wurde, wimmerte und seufzte sie wie in der Unglücksstunde, da ihr die Hiobspost gebracht wurde, die wütige See habe ihren Mann mit Schiff und Gut verschlungen. Meta sah das Brautgepränge mit großer Gleichmütigkeit vorüberziehen, selbst der herrliche Schmuck, die Edelsteine in der Myrtenkrone und die neun Reihen Zahlperlen um den Hals der Braut machten auf ihre Gemütsruhe keinen Eindruck, welches zu verwundern war, da eine neue Pariser Haube oder sonst ein Meteor des modischen Flitterputzes doch so oft die Zufriedenheit und häusliche Glückseligkeit eines ganzen Kirch-

spiels stört. Nur der herznagende Kummer ihrer Mutter beunruhigte sie und umnebelte den heiteren Blick ihrer Augen. Sie war bemüht, durch tausend Liebkosungen und kleine Aufmerksamkeiten sich ihr anzuschmeicheln; es gelang ihr damit nur insoweit, daß die gute Mutter doch wieder etwas gesprächig wurde.

Auf den Abend, als der Brautreihen anhub, sprach sie: ach Kind! diesen frohen Reihen könntest du jetzt anführen. Welche Wonne, wenn du die Mühe und Sorgen deiner Mutter mit dieser Freude belohnt hättest! Aber du hast dein Glück verschmäht, und nun erleb ichs nimmer, dich zum Altar zu geleiten. Liebe Mutter, sprach Meta, ich vertrau dem Himmel, wenns droben angeschrieben steht, daß ich zum Altar geführt werden soll, so werdet ihr mir den Kranz wohl schmücken: denn wenn der rechte Freier kommt, wird mein Herz bald ja sagen. — Kind, um Mädchen ohne Heiratsgut ist kein Drang, müssen kaufen, wer mit ihnen kaufen will. Die jungen Gesellen sind heutzutage gar kehrisch, freien, um glücklich zu werden, aber

nicht, um glücklich zu machen. Zudem weissagt dir dein Planet nicht viel Gutes, du bist im April geboren. Laß sehen, wie steht im Kalender geschrieben? Ein Mägdlein, in diesem Monat geboren, ist holdseligen, freundlichen Angesichts und schlanken Leibes, aber veränderlichen Gemüts, hat Belieben zum Mannsvolk. Mag ihr Ehrkränzlein wohl in acht nehmen, und so ein lachender Freier kommt, mag sie ihr Glück nicht verpassen. Das trifft zu aufs Haar! Der Freier ist da gewesen und kommt nicht wieder: du hast ihn verpaßt. — Ach Mutter, was der Planet sagt, laßt euch nicht kümmern, mein Herz sagt mir, daß ich den Mann, der mich zum ehelichen Gemahl begehrt, ehren und lieben soll, und wenn ich den nicht finde, oder der mich nicht sucht, will ich mich nähren von meiner Hände Arbeit bei heiterem Mute, euch beistehen und euer pflegen dereinst im Alter, als einer frommen Tochter ziemt. Kommt aber der Mann meines Herzens, so segnet meine Wahl, auf daß es eurer Tochter wohlgehe auf Erden, und fragt nicht, ob er

sei vornehm, reich oder geehrt, sondern ob er sei gut und bieder, ob er liebe und geliebt werde. — Ach Tochter, die Liebe hat gar eine dürftige Küche und nährt nur kümmerlich bei Salz und Brot. — Aber doch wohnt Eintracht und Zufriedenheit gern bei ihr und würzt Salz und Brot mit fröhlichem Genuß des Lebens.

Die reichhaltige Materie von Salz und Brot wurde bis in die späte Nacht erörtert, so lange sich noch eine Geige auf dem Hochzeitsgelage hören ließ, und die große Begnügsamkeit der bescheidenen Meta, die bei Schönheit und Jugend doch nur auf ein ganz eingeschränktes Glück Anspruch zu machen schien, nachdem sie eine sehr vorteilhafte Partie ausgeschlagen hatte, brachte die Mutter auf die Vermutung, daß sich der Plan zu einem solchen Salzhandel in ihrem jungfräulichen Herzen wohl schon möchte angesponnen haben. Sie erriet auch leicht den Handelskompagnon im engen Gäßchen, von dem sie nie geglaubt hatte, daß er der Baum sein würde, der in dem Herzen der liebens-

würdigen Meta wurzeln würde. Sie hatte ihn nur als einen wilden Ranken betrachtet, der sich nach jedem nahegelegenen Stäubchen hinbreitet, um sich daran hinauf zu stängeln. Diese Entdeckung machte ihr wenig Freude, sie ließ sich gleichwohl nicht merken, daß sie solche gemacht habe. Nach ihrer strengen Moral aber verglich sie ein Mädchen, daß vor der priesterlichen Einsegnung Liebe im Herzen hat einnisten lassen, einem wurmstichigen Apfel, der nur fürs Auge tauge, nicht aber für den Genuß, und den man irgendwo auf einen Schrank stelle, ohne seiner weiter zu achten: denn der schädliche Wurm zehre am inneren Mark und sei nicht heraus zu bringen. Sie verzagte nun ganz daran, in ihrer Vaterstadt jemals wieder empor zu kommen, ergab sich in ihr Geschick und ertrug schweigend, was sie meinte, das nicht mehr zu ändern stehe.

Unterdessen lief das Gerücht in der Stadt um, die stolze Meta habe dem reichen Hopfenkönig den Korb gegeben und erscholl auch bis ins enge Gäßchen. Franz war außer

sich vor Freuden, als er diese Sage bestätigen hörte, und die geheime Sorge, daß ein bemittelter Nebenbuhler ihn aus dem Herzen des lieben Mädchens verdrängen möchte, quälte ihn nicht mehr. Er war nun seiner Sache gewiß und wußte sich das Rätsel, welches der ganzen Stadt ein unauflösliches Problem blieb, ganz leicht zu erklären. Die Liebe hatte zwar aus dem Wüstling einen Virtuosen gebildet: doch dieses Talent war für einen Brautwerber damals gerade die kleinste Empfehlung, welches in jenen rohen Zeiten weder so geehrt noch genährt wurde, wie in unserem üppigen Jahrhundert. Die schönen Künste waren noch nicht Kinder des Überflusses, sondern des Mangels und der Dürftigkeit. Man wußte von keinen reisenden Virtuosen als den Prager Studenten, deren gellende Symphonien vor den Türen der Reichen um einen Zehrpfennig sollizitierten; die Aufopferung des lieben Mädchens war auch zu groß, um sie mit einer Serenade zu vergelten. Jetzt wurde ihm das Gefühl seiner jugendlichen

Unbesonnenheit ein Stachel in der Seele. Manch herziges Monodrama fing er mit O und Ach an, das seinen Unsinn beseufzte: Ach Meta, sprach er zu sich selbst, warum hab ich dich nicht früher gekannt! du wärst mein Schutzengel gewesen und hättest mich vom Verderben errettet. Könnte ich meine verlorenen Jahre wieder zurückleben und sein, der ich war, so wäre mir jetzt die Welt Elysium, und dir wollte ich sie zu einem Eden machen! Edles Mädchen, du opferst dich einem Elenden, einem Bettler auf, der nichts im Besitz hat als ein Herz voll Liebe und Verzweiflung, daß er dir kein Glück, wie du es verdienst, anbieten kann. Unzählige Mal schlug er sich bei den Anwandlungen solcher empfindsamen Launen voll Unmut vor die Stirn mit dem reuevollen Ausruf: O Unbesonnener! o Tor! zu spät wirst du klug.

Die Liebe ließ indessen ihre Schöpfung nicht unvollendet, sie hatte bereits in seinem Gemüte eine heilsame Gärung hervorgebracht, das Verlangen nämlich, Tätigkeit und Kräfte anzuwenden, sich aus seinem gegenwärtigen

Nichts hervor zu streben: sie reizte ihn nun zum Versuch, diesen guten Willen auszuführen. Unter mancherlei Spekulationen, die er gemacht hatte, seinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, war die vernünftigste, welche einen guten Erfolg zu verheißen schien, diese, daß er die Handelsbücher seines Vaters durchging und die Kaduzitäten, die als Verlust eingetragen waren, notierte, in der Absicht, das Land zu durchziehen und eine Ährenlese anzustellen, um zu versuchen, ob aus diesen verlorenen Halmen sich noch ein Maß Weizen sammeln ließ. Diesen Ertrag wollte er anlegen, einen kleinen Handel zu beginnen, welchen seine Einbildungskraft bald in alle Teile der Welt ausbreitete. Es dünkte ihn, er sähe schon Schiffe in der See, die mit seinem Eigentum befrachtet wären. Er ging rasch daran, sein Vorhaben auszuführen, machte das letzte goldene Restchen aus der Erbschaft, das Stundenei*) seines Vaters, zu Gelde und kaufte dafür einen Reitklepper,

*) Die ältesten Taschenuhren wurden von der Form, welche man ihnen zuerst gab, Stundeneier genannt.

der ihn als einen Bremer Kaufmann in die weite Welt tragen sollte.

Nur die Trennung von der schönen Meta ging ihm schwer ein. Was wird sie, sprach er zu sich, von diesem plötzlichen Verschwinden denken, wenn ich ihr nicht mehr auf dem Kirchweg begegne? Wird sie mich nicht für treulos halten und aus ihrem Herzen verbannen? Dieser Gedanke beunruhigte ihn außerordentlich, und er wußte lange keinen Rat, wie er sie von seinem Vorhaben verständigen sollte. Aber die erfindungsreiche Liebe gab ihm den glücklichen Einfall ein, von öffentlicher Kanzel seine Abwesenheit und deren Absicht ihr kund machen zu lassen. Er erkaufte deswegen in der Kirche, welche bisher das geheime Verständnis der Liebenden begünstigt hatte, eine Fürbitte für einen jungen Reisenden zu glücklicher Ausrichtung seiner Geschäfte, diese sollte so lange dauern, bis er den Groschen für die Danksagung erlegen würde.

Bei der letzten Begegnung hatte er sich reisefertig gekleidet und strich ganz nahe an

seinem Liebchen vorbei, grüßte sie bedeutsam und mit minderer Vorsicht als sonst, daß sie darüber errötete und Mutter Brigitta zu mancherlei Randglossen Gelegenheit bekam, ihr Mißfallen über die Zudringlichkeit des unbesonnenen Laffen, der ihre Tochter noch ins Gerede bringen würde, zu erkennen zu geben und letztere damit den lieben, langen Tag eben nicht auf die angenehmste Weise zu unterhalten. Von der Zeit an wurde Franz in Bremen nicht mehr gesehen und von dem schönsten Augenpaar seiner Vaterstadt vergeblich gesucht. Oft hörte Meta die Fürbitte verlesen, aber sie achtete nicht darauf, denn sie war äußerst bekümmert, daß ihr Geliebter unsichtbar war. Dieses Verschwinden war ihr unerklärlich, und sie wußte nicht, was sie davon denken sollte. Nach Verlauf einiger Monate, da die Zeit ihren geheimen Unmut in etwas gemildert hatte und ihr Gemüt ruhiger seine Abwesenheit ertrug, fiel ihr einstmals, als ihr eben die letzte Erscheinung ihres Herzgespiels vorschwebte, die Fürbitte sonderbar auf. Sie

reimte und erriet den Zusammenhang der Sache und die Absicht dieser Notifikation. Ob nun gleich kirchliche Bitte, Gebet und Fürbitte eben nicht im Geruch großer Wirksamkeit stehen und für die andächtigen Seelen, die sich darauf steuern, nur ein schwacher Stab sind, indem das Feuer der Andacht in der christlichen Gemeinde beim Schluß der Predigt zu verlöschen pflegt, so fachte bei der frommen Meta das Verlesen der Fürbitten solches erst recht an, und sie unterließ nie, den jungen Reisenden seinem Schutzengel bestens zu empfehlen.

Unter dieser unsichtbaren Geleitschaft und den guten Wünschen seiner Geliebten setzte Franz die Reise nach Brabant fort, um in Antwerpen einige beträchtliche Summen einzumahnen. Eine Reise von Bremen nach Antwerpen war zu der Zeit, wo es noch Wegelagerungen gab und jeder Grundherr einen Reisenden, der keinen Geleitsbrief gelöst hatte, zu plündern und im Verließ seines Raubschlosses verschmachten zu lassen sich berechtigt hielt, mit mehr Gefahren und Schwierig-

keiten verknüpft, als jetziger Zeit von Bremen bis nach Kamschatka: denn der Landfriede, den Kaiser Maximilian hatte ausrufen lassen, galt durchs Reich zwar als Gesetz, an vielen Orten aber noch nicht als Observanz. Dem ungeachtet gelang es dem einsamen Reisigen, das Ziel seiner Wallfahrt zu erreichen, ohne daß ihm mehr als ein einziges Abenteuer aufstieß.

Tief in dem öden Westfalen ritt er an einem schwülen Tage bis in die sinkende Nacht, ohne eine Herberge zu erreichen. Es türmten sich gegen Abend Gewitterwolken auf, und ein heftiger Platzregen durchnäßte ihn bis auf die Haut. Das fiel dem Zärtling, der von Jugend an aller ersinnlichen Bequemlichkeiten gewöhnt war, sehr beschwerlich, und er befand sich in großer Verlegenheit, wie er die Nacht in diesem Zustande hinbringen sollte. Zum Trost erblickte er, nachdem das Ungewitter vorübergezogen war, ein Licht in der Ferne, und bald darauf langte er vor einer dürftigen Bauernhütte an, die ihm wenig Trost gewährte. Das Haus glich

mehr einem Viehstalle als einer Menschenwohnung, und der unfreundliche Wirt versagte ihm Wasser und Feuer wie einem Geächteten, denn er war eben im Begriff, neben seine Stiere sich auf die Streu zu wälzen und zu träge, um des Fremdlings willen das Feuer auf dem Herde wieder anzufachen. Franz intonierte aus Unmut ein klägliches Miserere und verwünschte die westfälischen Steppen mit emphatischen Flüchen. Der Bauer ließ sich das wenig anfechten, blies mit großer Gelassenheit das Licht aus, ohne von dem Fremdling weiter Notiz zu nehmen, denn er war der Gesetze des Gastrechts ganz unkundig. Weil aber der Wandersmann vor der Tür nicht aufhörte, ihm mit seinen Lamenten Überlast zu machen, die ihn nicht einschlafen ließen, suchte er mit guter Art seiner los zu werden, bequemte sich zum Reden und sprach: Landsmann, so ihr euch wollt gütlich tun und euer wohl pflegen, so findet ihr hier nicht, was ihr sucht. Aber reitet dort linker Hand durch den Busch, dahinter liegt die Burg des ehrenfesten Ritters

Eberhard Bronkhorst, der beherbergt jeden Landfahrer, wie ein Hospitalier die Pilger vom heiligen Grabe. Nur hat er einen Tollwurm im Kopf, der ihn bisweilen zwickt und plagt, daß er keinen Wandersmann ungerauft von sich läßt. So euchs nicht irrt, ob er euch den Wams bläut, wirds euch bei ihm sehr behagen.

Für eine Suppe und einen Schoppen Wein die Rippen einer Bastonade preiszugeben, ist freilich nicht jedermanns Ding, obwohl die Schmarotzer und Tellerlecker sich rupfen und zausen lassen und alle Kalamitäten der Übermütigen willig dulden, wenn ihnen der Gaumen dafür gekitzelt wird. Franz bedachte sich eine Weile und war unschlüssig, was er tun sollte; endlich entschloß er sich dennoch, das Abenteuer zu bestehen. Was liegt daran, sprach er, ob mir hier auf einer elenden Streu der Rücken geradebrecht wird oder vom Ritter Bronkhorst? Die Friktion vertreibt wohl gar das Fieber, das im Anzuge ist und mich wacker schütteln wird, wofern ich die nassen Kleider nicht trocknen

kann. Er gab dem Gaul die Sporen und langte bald vor der Pforte eines Schlosses von altgotischer Bauart an, klopfte ziemlich deutlich an das eiserne Tor und ein ebenso vernehmliches „Wer da?“ hallte ihm von innen entgegen. Dem frostigen Passagier kam das lästige Passagezeremoniell der Torwächterinquisition so ungelegen als unseren Reisenden, die mit Recht über Wächter- und Zollamtsdespotismus bei Toren und Schlagbäumen seufzen und fluchen. Gleichwohl mußte er sich dem Herkommen unterwerfen und duldsam abwarten, ob der Menschenfreund im Schlosse bei Laune sei, einen Gast zu prügeln oder geruhen würde, ihm ein Nachtlager unter freiem Himmel anzuweisen.

Der Eigentümer der alten Burg hatte von Jugend an als ein rüstiger Kriegsmann im Heere des Kaisers unter dem wackeren Georg von Fronsberg gedient und ein Fähnlein Fußvolk gegen die Venediger angeführt, sich nachher in Ruhe gesetzt und lebte auf seinen Gütern, wo er, um die Sünden der ehemaligen Feldzüge abzubüßen, viele gute Werke

verrichtete, die Hungrigen speiste, die Durstigen tränkte, die Pilger beherbergte und die Beherbergten wieder aus dem Hause prügelte. Denn er war ein roher, wüster Kriegsmann, der des martialischen Tones sich nicht wieder entwöhnen konnte, obgleich er seit vielen Jahren in stillem Frieden lebte. Der neue Ankömmling, der bereitwillig war, gegen gute Bewirtung sich der Sitte des Hauses zu unterwerfen, wartete nicht lange, so rasselten von innen die Riegel und Schlösser am Tor, die keuchenden Türflügel taten sich auf, als wenn sie durch den Jammerton, den sie hören ließen, den eintretenden Fremdling warnten oder beseufzten. Dem bangen Reisigen überliefs mit einem kalten Schauer nach dem anderen den Rücken herab, als er durch das Tor einritt; dem ungeachtet wurde er wohl empfangen, einige Bediente eilten herbei, ihm aus dem Sattel zu helfen, erzeigten sich geschäftig, das Gepäck abzuschnallen, den Rappen in den Stall zu ziehen und den Reiter zu ihrem Herrn in ein wohl erleuchtetes Zimmer einzuführen.

Das kriegerische Ansehen des athletischen Mannes, der seinem Gaste entgegenkam und ihm so nachdrücklich die Hand schüttelte, daß er hätte laut aufschreien mögen, auch ihn mit stentorischer Stimme willkommen hieß, als wenn der Fremdling taub gewesen wäre, übrigens ein Mann in seinen besten Jahren schien, voll Feuer und Tatkraft, setzte den scheuen Wanderer in Furcht und Schrecken, also, daß er seine Zagheit nicht verbergen konnte und am ganzen Leibe erbebte. Was ist euch, junger Gesell, fragte der Ritter mit einer Donnerstimme, daß ihr zittert wie ein Espenlaub und erbleicht, als wollt euch eben der Tod schütteln? Franz ermannte sich, und weil er bedachte, daß seine Schultern nun einmal die Zeche bezahlen müßten, ging seine Poltronerie in eine Art Dreistigkeit über. Herr, antwortete er traulich, ihr seht, daß mich der Platzregen durchweicht hat, als sei ich durch die Weser geschwommen. Schafft, daß ich meine Kleider mit trockenen wechseln kann und laßt zum Imbiß ein wohlgewürztes Biermus auftragen, das den Fieberschauer

vertreibe, der an meinen Nerven zuckt, so wird mir wohl ums Herz sein. Wohl! entgegnete der Ritter, heischt, was euch nottut, ihr seid hier zu Hause.

Franz ließ sich bedienen wie ein Bassa, und weil er nichts anderes als Podoggen zu erwarten hatte, so wollte er sie verdienen, foppte und neckte die Diener, die um ihn geschäftig waren, auf mancherlei Weise. Es kommt, dachte er bei sich, doch alles auf eine Rechnung. Das Wams, sprach er, ist für einen Schmerbauch, bringt mir eins, das genauer auf den Leib paßt; dieser Pantoffel brennt wie Feuer auf dem Hühnerauge, schlagt ihn über den Leisten; diese Krause ist steif wie ein Brett und würgt mich wie ein Strick, schafft eine herbei, die mir sanfter tue und durch keinen Stärkebrei gezogen ist.

Der Hausherr ließ über diese bremische Freimütigkeit so wenig einen Unwillen spüren, daß er vielmehr seine Diener antrieb, hurtig auszurichten, was ihnen befohlen war und sie Pinsel schalt, die keinen Fremden zu bedienen wüßten. Als der Tisch bereitet war,

setzten sich Wirt und Gast und ließen sich beide das Biermus wohl behagen. Bald darauf fragte jener: Begehrt ihr auch etwas zur Nachkost? Dieser erwiderte: Laßt auftragen, was ihr habt, daß ich sehe, ob eure Küche wohl bestellt sei. Alsbald erschien der Koch und besetzte den Tisch mit einer herrlichen Mahlzeit, die kein Graf verschmäht haben würde. Franz langte fleißig zu und wartete nicht, bis er genötigt wurde. Als er sich gesättigt hatte, sprach er: Eure Küche, seh ich, ist nicht übel bestellt, wenns um den Keller auch so steht, so muß ich eure Wirtschaft fast rühmen. Der Ritter winkte dem Kellner, dieser füllte flugs den Willkommen mit dem gewöhnlichen Tischwein und kredenzte ihn seinem Herrn, der ihn auf die Gesundheit des Gastes rein ausleerte. Darauf tat Franz dem Junker ehrlichen Bescheid, welcher sprach: Lieber, was sagt ihr zu diesem Weine? Ich sage, daß er schlecht sei, antwortete Franz, wenns vom besten ist, den ihr auf dem Lager habt, und daß er gut sei, wenns eure geringste Nummer ist. Ihr seid ein Schmecker, ent-

gegnete der Ritter: Kellner, zapfe uns aus dem Mutterfasse. Der Schenk brachte einen Schoppen zum Kosttrunk, und als ihn Franz versucht hatte, sprach er: Das ist echter Firnwein, dabei wollen wir bleiben.

Der Ritter befahl, einen großen Henkelkrug zu bringen und trank sich mit seinem Gaste heiter und froh, fing an, von seinen Kriegszügen zu reden, wie er gegen die Venediger zu Felde gelegen, die feindliche Wagenburg durchbrochen und die welschen Scharen wie die Schafe abgewürgt habe. Bei dieser Erzählung geriet er in einen solchen kriegerischen Enthusiasmus, daß er Flaschen und Gläser niedersäbelte, das Tranchiermesser wie eine Lanze schwang und seinem Tischgenossen dabei so nahe auf den Leib rückte, daß diesem für Nase und Ohren bange war.

Es wurde spät in die Nacht, gleichwohl kam dem Ritter kein Schlaf in die Augen, er schien recht in seinem Elemente zu sein, wenn er auf den Kriegszug gegen die Venediger zu reden kam. Die Lebhaftigkeit der Erzählung

mehrte sich mit jedem Becher, den er ausleerte, und Franz fürchtete, daß dieses der Prolog zu der Haupt- und Staatsaktion sein möchte, bei welcher er die interessanteste Rolle spielen sollte. Um zu erfahren, ob er innerhalb oder außerhalb des Schlosses pernoctieren werde, begehrte er einen vollen Becher zum Schlaftrunk. Nun meinte er, werde man ihm den Wein erst einnötigen, und wenn er nicht Bescheid tät, ihn unter dem Scheine eines Weinzwistes, nach der Sitte des Hauses, mit dem gewöhnlichen Viatikum fortschicken. Gegen seine Erwartung wurde ihm ohne Widerrede gewillfahrt, der Ritter riß augenblicklich den Faden seiner Erzählung ab und sprach: Zeit hat Ehre, morgen mehr davon! Verzeihet, Herr Ritter, antwortete Franz, morgen, wenn die Sonne aufgeht, bin ich über Berg und Tal, ich ziehe einen fernen Weg nach Brabant und kann hier nicht weilen. Darum beurlaubt mich heute, daß mein Abschied morgen eure Ruhe nicht störe. Tut was euch gefällt, beschloß der Ritter, aber scheiden sollt ihr nicht von hinnen, bis ich aus den Federn bin, daß

ich euch noch mit einem Bissen Brot und einem Schluck Danziger zum Imbiß labe, dann bis an die Tür geleite und nach Gewohnheit des Hauses verabschiede.

Franz bedurfte zu diesen Worten keiner Auslegung. So gern er dem Hauspatron die letzte Höflichkeit der Geleitschaft bis in die Haustür erlassen hätte, so wenig schien dieser geneigt, von dem eingeführten Ritual abzuweichen. Er befahl den Dienern, den Fremden auszukleiden und ins Gastbette zu legen, wo sich Franz wohl sein ließ und auf elastischen Schwanenfedern einer köstlichen Ruhe genoß, daß er sich, ehe ihn der Schlaf übermannte, selbst gestand, eine so herrliche Bewirtung sei um eine mäßige Bastonade nicht zu teuer erkauft. Bald umflatterten sein Phantasie angenehme Träume. Er fand die reizende Meta in einem Rosengehege, wo sie mit ihrer Mutter lustwandelte und Blumen pflückte. Flugs verbarg er sich hinter eine dichtbelaubte Hecke, um von der strengen Domina nicht bemerkt zu werden; wiederum versetzte ihn die Einbildungskraft in das enge

Gäßchen, wo er durch den Spiegel die schneeweiße Hand des lieben Mädchens mit ihren Blumen beschäftigt sah; bald saß er neben ihr im Grase, wollte ihr seine heiße Liebe erklären, und der blöde Schäfer fand keine Worte dazu. Er würde bis an den hellen Mittag geträumt haben, wenn ihn nicht die sonore Stimme des Ritters und das Geklirr seiner Sporen aufgeweckt hätte, der bei Anbruch des Tages schon in Küche und Keller Revision hielt, ein gutes Frühstück zuzurichten befahl und jeden Diener auf den ihm zugeteilten Posten stellte, um bei Händen zu sein, wenn der Gast erwachen würde, ihn anzukleiden und zu bedienen.

Es kostete dem glücklichen Träumer viel Überwindung, sich von dem sichern gastfreundlichen Bette zu scheiden, er wälzte sich hin und her; doch die grelle Stimme des gestrengen Junkers engte ihm das Herz ein, und einmal mußte er in den sauren Apfel beißen. Also erhob er sich von den Federn, und sogleich waren ein Dutzend Hände geschäftig, ihn anzukleiden. Der Ritter führte ihn ins Speise-

gemach zu einer kleinen, wohl zugeschickten Tafel; aber da es jetzt zum Abdrücken kam, fühlte der Reisende wenig Eßlust. Der Hauswirt ermunterte ihn: Warum langt ihr nicht zu? Genießt etwas für den bösen Nebel. Herr Ritter, antwortete Franz, mein Magen ist noch zu voll von eurem Abendmahl, aber meine Taschen sind leer, die mag ich wohl füllen für den künftigen Hunger. Er räumte nun wacker auf und bepackte sich mit dem Niedlichsten und Besten, was transportabel war, daß alle Taschen strotzten. Wie er sah, daß sein Gaul wohl gestrichelt und aufgezäumt vorgeführt wurde, trank er ein Gläslein Danziger zum Valet, in der Meinung, das werde die Losung sein, daß ihn der Wirt beim Kragen fassen und sein Hausrecht werde fühlen lassen.

Aber zu seiner Verwunderung schüttelte er ihm, wie beim Empfang, traulich die Hand, wünschte ihm Glück auf die Reise, und die Riegeltür wurde aufgetan. Er säumte nun nicht, den Rappen anzustechen, und zak zak war er zum Tor hinaus, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt wurde.

Jetzt fiel ihm ein schwerer Stein vom Herzen, da er sich in völliger Freiheit befand und sah, daß er so mit heiler Haut davon gekommen war, er konnte nicht begreifen, warum ihm der Wirt die Rechnung kreditiert hatte, die seinem Bedünken nach hoch an die Kreide lief, und umfaßte nun den gastfreien Mann mit warmer Liebe, dessen faust- und kolbengerechten Arm er gefürchtet hatte; trug aber noch großes Verlangen, Grund und Ungrund des ausgestreuten Gerüchtes an der Quelle selbst zu erforschen. Darum wendete er flugs den Gaul und trabte zurück. Der Ritter stand noch im Tor und glossierte mit seinen Dienern, zu Beförderung der Pferdekunde, die sein Lieblingsstudium war, über Abkunft, Gestalt und Bau des Rappen und seines harten Trabes, wähnte, der Fremdling vermisse etwas von seinem Reisegepäck und sah die Diener wegen ihrer vermeinten Unachtsamkeit scheel an. Was gebricht euch, junger Geselle, rief er dem Kommenden entgegen, daß ihr umkehrt, da ihr wolltet weiter ziehen? Ach, noch ein Wort, ehrenfester Ritter!

antwortete der Reisige. Ein böses Gerücht, das euch Glimpf und Namen bricht, sagt, daß ihr jedes Fremdlings wohl pfleget, der bei euch einspricht, um ihm, wenn er wieder davon scheidet, eure starken Fäuste fühlen zu lassen. Dieser Sage habe ich vertraut und nichts gespart, die Zeche euch abzuverdienen: ich gedachte bei mir, der Junker wird mir nichts schenken, so will ich ihm auch nichts schenken. Nun laßt ihr mich in Frieden ziehen, sondern Strauß und Gefährde, das nimmt mich Wunder. Lieber, sagt mir darum, ist einiger Grund oder Schein an der Sache, oder soll ich das faule Geschwätz Lügen strafen? Der Ritter entgegnete: Das Gerücht hat euch keineswegs mit Lügen berichtet; es treibt sich keine Rede im Volk um, es liegt ein Körnlein Wahrheit darin. Vernehmt den eigentlichen Bericht, wie die Sache steht. Ich beherberge jeden Fremdling, der unter mein Dach eingeht und teile meinen Mundbissen mit ihm, um Gottes Willen. Nun bin ich ein schlichter deutscher Mann, von alter Zucht und Sitte, rede wie mirs ums Herz ist und verlange,

daß auch mein Gast herzig und zuversichtlich sei, mit mir genieße, was ich habe, und frei sage, was er bedarf. Aber da gibt es einen Schlag Leute, die mir mit allerlei Faxen Verdruß tun, foppen und äffen mich mit Kniebeugen und Bücklingen, stellen alle ihre Worte auf Schrauben, machen viel Redens ohne Sinn und Salz; vermeinen mit glatten Worten mir zu hofieren, gebärden sich bei der Mahlzeit wie die Weiber beim Kindtaufschmaus. Sage ich: Langt zu! so erwischen sie aus Reverenz ein Knöchlein von der Schüssel, das ich meinem Hunde nicht biete; spreche ich: tut Bescheid! so netzen sie kaum die Lippen aus dem vollen Becher, als wenn sie Gottes Gabe verschmähten; lassen sich zu jedem Dinge lang nötigen, tät schier Not auch zum Stuhlgang. Wenn mir es nun das leidige Gesindel zu bunt und kraus macht, und ich nimmer weiß, wie ich mit meinem Gaste dran bin, so werde ich endlich wild und brauche mein Hausrecht, fasse den Tropf beim Fell, balge ihn weidlich und werfe ihn zur Tür hinaus. Das ist bei mir so Sitte

und Brauch, und so halte ich es mit jedem Gast, der mir Überlast macht. — Aber ein Mann von eurem Schlag ist mir stets willkommen; ihr sagt rund und deutsch heraus, was euch zu Sinne war, wies der Bremer Art ist. Sprecht getrost bei mir ein, wenn euch der Weg wieder vorbei trägt. Damit Gott befohlen.

Franz trabte nun mit heiterem frohen Mut nach Antwerpen zu und wünschte allenthalben eine so gute Aufnahme zu finden als bei dem Ritter, Eberhard Bronkhorst genannt. Beim Einzug in die ehemalige Königin der flämischen Städte schwellte ein günstiger Wind das Segel seiner Hoffnung auf. Zu allen Straßen begegneten ihm Reichtum und Überfluß, und es schien, als wenn Not und Mangel aus der betriebsamen Stadt Landes verwiesen sei. Wahrscheinlicherweise, dachte er bei sich, ist mancher von den alten Schuldnern meines Vaters wieder emporgekommen und wird mir bereitwillig gute Zahlung leisten, wenn ich ihm meine rechtmäßige Forderung dokumentiere. Nachdem er sich von der Ermüdung der Reise

erholt hatte, zog er in dem Gasthofe, wo er eingekehrt war, vorläufige Nachricht von dem Zustande seiner Schuldleute ein. Wie steht es mit Peter Martens, frug er eines Tages seine Tischgenossenschaft bei der Mahlzeit, lebt er noch und macht er viel Geschäfte? — Peter Martens ist ein solider Mann, antwortete einer aus der Gesellschaft, treibt Speditionshandel und zieht viel reinen Gewinn davon. „Ist Fabian von Plürs noch in gutem Zustande?" — O! der weiß seines Reichtums kein Ende, sitzt im Rate und seine Wollmanufakturen geben reiche Ausbeute. — „Hat Jonathan Frischkier guten Vertrieb mit seinem Gewerbe?" — Ei, der wäre jetzt ein Kapitalmann, wenn sich Kaiser Max nicht hätte von den Franzosen die Braut weghaschen lassen*). Ihm war die Lieferung der Kanten zum Brautputz verdungen; aber der Kaiser hat den Kauf, wie ihm die Braut den Handel, aufgesagt. Wenn ihr ein Liebchen habt, das ihr mit den Kanten bedenken wollt, so ver-

*) Anna von Bretagne.

läßt er sie euch ums halbe Geld. — „Ist das Handelshaus op de Bütekant gesunken oder hält sichs noch?“ — Dort hat es vor einigen Jahren im Gesparre geknackt; aber die spanischen Karavellen*) haben eine neue Strebemauer daran gesetzt, daß es nun wohl halten wird.

Franz erkundigte sich nach mehreren Handelsleuten, an die er Forderungen hatte, erfuhr, daß die meisten sich in blühenden Umständen befanden, die zu seines Vaters Lebzeiten bonis zediert hatten, und merkte daraus ab, daß ein verständiger Bankerott von jeher die Fundgrube zukünftigen Erwerbs gewesen sei. Diese Nachrichten heiterten sein Gemüt sehr auf, er säumte nicht, seine Papiere in Ordnung zu bringen und bei der Behörde die alten Schuldscheine zu produzieren. Aber es erging ihm mit den Antwerpern, wie seinen peregrinierenden Landsleuten mit den Krämern in den deutschen Städten, sie genießen allenthalben einer freudlichen Aufnahme und werden

*) So wurden die spanischen Schiffe ehemals genannt, die nach Amerika gingen.

an keinem Orte gern gesehen, wenn sie kommen Schulden einzutreiben. Einige wollten von den alten Sünden nichts wissen und meinten, sie wären aus der Konkursmasse mit fünf Prozent judizialiter rein abgetan. Es sei des Gläubigers Schuld, daß er die Zahlung nicht akzeptiert hätte. Andere wußten sich keines Melchiors von Bremen zu entsinnen, schlugen ihre infallibeln Bücher auf, fanden keine Schuldpost für diesen unbekannten Namen angemerkt; noch andere brachten eine starke Gegenrechnung zum Vorschein, und es vergingen keine drei Tage, so saß Franz im Schuldturm, um für den väterlichen Kredit zu haften, wo er nicht eher herauskommen sollte, bis er den letzten Heller bezahlen würde.

Das waren nicht die besten Adspekten für den jungen Mann, der Hoffnung und Vertrauen auf die Antwerper Beförderer seines Glücks gesetzt hatte und nun die schöne Seifenblase verschwinden sah. Er befand sich in seinem engen Gewahrsam in dem qualenvollen Zustande einer Seele im Fegefeuer, nachdem sein Schifflein auf den Strand gelaufen und

mitten im Hafen, wo er gegen die Stürme Sicherheit zu finden vermeinte, gescheitert war. Jeder Gedanke an Meta war ihm ein Dorn im Herzen; es war kein Schatten von Möglichkeit mehr vorhanden, jemals aus dem Strudel, in welchem er versunken war, wieder empor zu kommen, um seine Hand nach ihr auszustrecken; und gesetzt, er hätte den Kopf auch wieder über Wasser gebracht, so war sie, ihrerseits, doch außer Stande, ihn aufs Trockene zu heben. Er fiel in eine stumme Verzweiflung, hegte keinen Wunsch als den, zu sterben, um mit einemmale der Marter abzukommen, und machte wirklich den Versuch, sich durch Hunger zu töten. Aber das ist eine Todesart, die nicht jedermann zu Gebot steht, wie dem abgezehrten Pomponius Attikus, dem seine Verdauungswerkzeuge den Dienst bereits versagt hatten; ein gesunder, rüstiger Magen ergibt sich nicht so leicht in die Beschlüsse des Kopfes und des Herzens. Nachdem der Sterbenslustige zwei Tage der Speise sich enthalten hatte, bemächtigte sich ein despotischer Heißhunger plötzlich der Herrschaft über den

Willen und verrichtete alle Operationen, die sonst der Seele zukommen; er gebot der Hand, in die Schüssel zu greifen, dem Munde, die Speise anzunehmen, den Kinnladen, sich in Bewegung zu setzen, und er selbst verrichtete die gewöhnliche Funktion der Verdauung ungeheißen. Also scheiterte auch dieser Entschluß an einer harten Brotrinde, der im siebenundzwanzigsten Lebensjahre in der Tat etwas heroisches hat, das im siebenundsiebzigsten ganz daraus verschwunden ist.

Im Grunde war es der hartherzigen Antwerper Meinung nicht, Geld von dem angeblichen Schuldner zu erpressen, sondern nur keins an ihn zu bezahlen, da sie seine Forderungen nicht als liquid anerkannten. Es sei nun, daß die kirchliche Fürbitte in Bremen wirklich zu den Vorhöfen des Himmels gelangt war, oder daß die vermeinten Gläubiger nicht Lust hatten, einen überlästigen Kostgänger auf Lebenszeit zu verpflegen; genug, nach Verlauf von drei Monaten wurde Franz seiner Gefangenschaft unter der Bedingung entledigt, innerhalb vierundzwanzig Stunden

die Stadt zu räumen und den Antwerpener Grund und Boden nie wieder zu betreten. Zugleich empfing er fünf Gulden Reisegeld aus den getreuen Händen der Justiz, die sich seines Rappens und Gepäcks bemächtigt und den Ertrag des daraus gelösten Geldes für Gerichts- und Atzungskosten gewissenhaft berechnet hatte. Mit schwermütigem Herzen verließ er, mit dem Pilgerstabe in der Hand, ganz demütig die reiche Stadt, in die er vor einiger Zeit voll hochfliegender Hoffnung eingeritten war. Mutlos und unschlüssig, was er nun beginnen sollte, oder vielmehr gedankenlos wankte er durch die Straßen zum nächsten Tor hinaus, ohne sich darum zu bekümmern, wo der Weg hinführte, den der Zufall ihn hatte nehmen lassen. Er grüßte keinen Wanderer und fragte nach keiner Herberge, bis ihn Ermüdung oder Hunger nötigten, die Augen aufzuheben und sich nach einer Kirchturmspitze oder sonst einem Merkzeichen von Menschenwohnung umzusehen, wenn er von Menschen Beistandes bedurfte. Viele Tage war er ohne Zweck und Ziel in

der Irre herumgeschweift und ein verborgener Instinkt hatte ihn unvermerkt, vermöge seiner gesunden Füße, geraden Weges nach seiner Heimat hinwärts geführt, als er gleichsam aus einem schweren Traum erwachte und inne ward, auf welcher Straße er sich befand.

Er stand augenblicklich stille, um zu überlegen, ob er weiter gehen oder wieder umkehren sollte. Scham und Verwirrung bemächtigten sich seiner Seele, wenn er bedachte, daß er als ein Bettler, mit dem Stempel der Verachtung gebrandmarkt, in seiner Vaterstadt herumgehen und die Wohltätigkeit seiner Mitbürger, denen er es ehedem an Reichtum und Wohlstand allen zuvor getan, nun in Anspruch nehmen sollte. Und wie konnte er der schönen Meta, ohne die Wahl ihres Herzens zu beschämen, in dieser Gestalt unter die Augen treten? Er ließ seiner Einbildungskraft nicht Zeit, dieses traurige Gemälde zu vollenden, sondern nahm den Rückweg mit solcher Eile, als wenn er schon vor dem hohen Tore in Bremen stände und die Gassenbuben sich versammelten, ihn

mit Hohn und Spott durch die Straßen zu begleiten. Sein Entschluß war gefaßt, er wollte einen Seehafen in den Niederlanden zu erreichen suchen, Matrosendienste auf einem spanischen Schiffe nehmen, nach der neuen Welt segeln und nicht eher nach seinem Vaterlande zurückkehren, bis er in dem goldreichen Peru die Reichtümer wieder erwerben würde, die er so unachtsam verschleudert hatte, ehe er den Wert des Geldes kannte. Bei Anlegung dieses neuen Planes kam die schöne Meta zwar weit im Hintergrunde zu stehen, daß sie auch dem schärfsten Seherauge nur als ein dämmernder Schatten in der Ferne vorschwebte; doch begnügte sich der wandernde Projektant damit, daß sie nun wieder in den Plan seines Lebens eingewebt war und machte große Schritte, als wenn er durch diese Eilfertigkeit sie desto eher zu erreichen vermeint hätte.

Schon befand er sich wieder an der niederländischen Grenze und langte unfern von Rheinberg bei Sonnenuntergang in einem kleinen Flecken an, Rummelsburg genannt,

welcher nachher im dreißigjährigen Kriege ganz ist zerstört worden. Eine Karawane Lyker Fuhrleute hatten bereits das Wirtshaus angefüllt, also, daß der Wirt keinen Platz hatte, ihn zu beherbergen und ihn aufs nächste Dorf verwies; besonders, weil er wegen seiner jetzigen Landstreicherphysiognomie zu ihm eben nicht das beste Vertrauen hegte und ihn für einen Diebesspion hielt, der auf das Lyker Fuhrmannsgut eine Absicht habe. Er mußte sich, der großen Ermüdung ungeachtet, zur weiteren Wallfahrt rüsten und sein Reisebündel wieder auf den Rücken nehmen.

Indem er beim Abzuge einige bittere Klagen und Verwünschungen über die Hartherzigkeit des Wirtes zwischen den Zähnen hervor murmelte, schien dieser mit dem Zustande des Fremdlings einiges Mitleiden zu empfinden und rief ihm aus der Tür nach: Hört doch, junger Gesell, was ich euch sagen mag; wenn ihr hier zu rasten begehrt, will ich euch wohl unterbringen. Hier oben im Schlosse sind der ledigen Zimmer genug, wenn es euch da

nicht zu einsam ist, es wird nicht bewohnt, und ich habe die Schlüssel dazu. Franz nahm den Vorschlag mit Freuden an, rühmte ihn als ein Werk der Barmherzigkeit, bat nur um Dach und Fach und um ein Abendbrot, sei es gleich in einem Schloß oder in einer Bauernhütte. Der Wirt war aber ein heimlicher Schalk, dem es wurmte, daß der Fremdling einige halblaute Schmähungen gegen ihn sich hatte entfallen lassen, und wollte sich dafür durch einen Plagegeist rächen, der in der alten Bergveste hauste und die Einwohner seit langen Jahren daraus vertrieben hatte.

Das Schloß lag nahe am Flecken auf einem schroffen Felsen, gerade dem Gasthof gegenüber, so daß es nur durch die Fahrstraße und einen kleinen Forellenbach davon geschieden wurde. Der angenehmen Lage halber wurde es noch immer im baulichen Stande erhalten, war auch mit allem Hausgeräte wohl versehen und diente dem Eigentümer zum Jagdschloß, der oft darin den Tag über bankettierte, aber, so bald die Sterne am

Himmel funkelten, mit seinem Hofgesinde davon zog, um den Insulten des Poltergeistes, der die Nacht über darin toste, zu entweichen, denn am Tage ließ das Gespenst sich nicht vermerken. So unangenehm für den Grundherrn das Gespilde seines Schlosses mit dem nächtlichen Ungetüm war, so vorteilhaft war ihm der Spukgeist in Rücksicht der großen Sicherheit für Diebe. Der Graf hätte keinen treueren und wachsameren Hüter des Schlosses bestellen können als eben das Nachtgespenst, das die verwegensten Diebesbanden in Respekt hielt. Daher wußte er keinen sicheren Ort zur Aufbewahrung seiner Kostbarkeiten als dieses alte Bergschloß, in dem Flecken Rummelsburg bei Rheinberg gelegen.

Hinunter war der Sonnenschein, die finstere Nacht brach stark herein als Franz, mit einer Laterne in der Hand, vor der Pfortentür des Schlosses unter Geleitschaft des Wirtes anlangte, der in einem Korbe Lebensmittel trug nebst einer Flasche Wein, die, wie er sagte, nicht in Rechnung kommen sollte. Auch hatte er ein Paar Leuchter und zwei Wachs-

kerzen mitgenommen: denn im ganzen Schlosse war weder Licht noch Leuchter, weil man nie länger des Abends bis zum Zwielichten daselbst verweilte. Unterwegs bemerkte Franz den knisternden schwer beladenen Korb und die Wachslichter, deren er nicht zu bedürfen und sie doch bezahlen zu müssen glaubte. Darum sprach er: Wozu dieser Überfluß und Unrat, als bei einem Gastmahl. Das Licht in der Leuchte ist hinreichend, dabei zu sehen, bis ich mich aufs Lager strecke, und wenn ich erwache, wird die Sonne hoch herauf sein, denn ich fühle große Ermüdung und werde auf beiden Ohren schlafen. Ich will euch nicht verhehlen, antwortete der Wirt, daß sich ein Gerücht umtreibt, es gehe irre im Schloß und wohne ein Spukgeist darin. Ihr dürft euch das gleichwohl nicht irren lassen, wir sind, wie ihr seht, nahe genug, daß ihr uns rufen könnt, wenn euch etwas Unnatürliches zustoßen sollte; ich werde mit meinem Gesinde flugs bei der Hand sein, euch Beistand zu leisten. Unten im Hause wird es die ganze Nacht nicht ruhig, und es

bleibt immer jemand wach. Ich wohne nun seit dreißig Jahren hier im Orte, kann gleichwohl nicht sagen, daß ich je etwas gesehen hätte. Wenn es ja zuweilen in der Nacht Gepolter gibt, so sind es Katzen und Marder, die auf dem Kornboden rasaunen. Aus Vorsorge habe ich euch mit Licht versehen: die Nacht ist doch keines Menschen Freund, und die Kerzen sind geweiht, deren Schimmer die Gespenster, wenn welche im Schloß vorhanden sind, gewiß scheuen wird.

Der Wirt sagte daran keine Unwahrheit, daß er nie von einem Gespenste im Schlosse was innen worden sei, bei Nacht hatte er sich wohl in Acht genommen, jemals einen Fuß hinein zu setzen, und bei Tage ließ sich der Geist nicht sehen; auch jetzt wagte der Schalk sich nicht über die Grenze. Nachdem er die Tür geöffnet hatte, reichte er dem Wanderer den Korb mit den Viktualien, wies ihn zurecht und wünschte gute Nacht. Franz trat ohne Furcht und Scheu in das Vorhaus, vermeinte, die Spukgeschichte sei leeres Geschwätz, oder eine mißverstandene Tradition

irgend eines wirklichen Ereignisses, woraus die Phantasie ein unnatürliches Abenteuer gebildet hätte. Er gedachte an die Sage von dem wackeren Ritter Eberhard Bronkhorst, für dessen schweren Arm ihm so bange gemacht worden war, und bei welchem er dennoch einer so gastfreien Aufnahme genoß. Darum hatte er sich es aus seinen Reiseerfahrungen zur Regel gemacht, von der gemeinen Sage gerade das Gegenteil zu glauben, und ließ das Körnlein Wahrheit, das nach der Meinung des weisen Junkers darin verborgen liegen sollte, ganz aus der Acht.

Nach Anweisung des Wirtes stieg er die steinerne Wendeltreppe hinauf und kam vor eine verschlossene Tür, die er mit dem Schlüssel öffnete. Eine lange düstere Galerie, wo sein Fußtritt widerhallte, führte ihn in einen großen Saal, und aus diesem eine Seitentür in eine Reihe Gemächer, die mit allen Gerätschaften zur Zierde und Bequemlichkeit reichlich versehen waren. Er wählte sich eins darunter zum Schlafgemach, das ihm am freundlichsten schien, wo er ein wohlgepolstertes

Ruhebett fand und aus dessen Fenstern er, gerade unter sich, in den Gasthof sah, auch jedes laute Wort, das daselbst geredet wurde, vernehmen konnte. Er zündete die Wachskerzen an, beschickte seine Tafel und speiste mit solcher Gemächlichkeit und Wohlgeschmack, als ein Nobili von Otaheite. Die gebauchte Flasche ließ ihn dabei keinen Durst leiden. So lange die Zähne in voller Arbeit waren, hatte er nicht Zeit, an die angebliche Spukerei im Schlosse zu gedenken; wenn sich auch zuweilen etwas in der Ferne regte und ihm die Furchtsamkeit zurief: Horch auf! horch auf! jetzt kommt der Poltergeist, so antwortete die Herzhaftigkeit: Possen! Es sind Katzen und Marder, die sich beißen und balgen. Aber in dem Dauungsviertelstündchen nach der Mahlzeit, da der sechste Sinn, die Empfindung des Hungers und Durstes, die Seele nicht mehr beschäftigte, richtete sie ihre Aufmerksamkeit unter den fünf übrigen allein auf das Gehör, und da flüsterte die Furcht schon immer drei bängliche Gedanken dem Horcher ins Ohr, ehe die Herzhaftigkeit einmal darauf antwortete.

Vor dem ersten Anlauf schloß er die Tür ab, schob den Nachtriegel vor und nahm seine Retirade auf den gemauerten Sitz des gewölbten Fensters. Er öffnete solches, sah, um sich in etwas zu zerstreuen, an den gesternten Himmel, blickte in den genarbten Mond und zählte, wie oft sich die Sterne putzten. Auf der Straße unter ihm wurde es öde, und ungeachtet der ihm angerühmten nächtlichen Lebhaftigkeit im Gasthofe wurden die Türen verschlossen, die Lichter ausgetan, und es wurde darin so still als in einer Totengruft. Dagegen stieß der Nachtwächter ins Horn und ließ sein: hört ihr Herren, über den ganzen Flecken erschallen, intonierte auch zur Beruhigung des bangen Astronomen, der seine Augen noch immer an den funkelnden Sternen weidete, ein gellendes Abendlied gerade unter dem Fenster, also, daß Franz leicht mit ihm Unterredung hätte pflegen können, welches er, um der Geselligkeit willen, auch gern getan hätte, wenn er vermuten könne, daß ihm der Wächter zur Rede stehen würde.

In einer volkreichen Stadt, mitten unter

einer zahlreichen Hausgenossenschaft, wo des Getümmels so viel ist als in einem Bienenkorb, mag es für den Denker eine angenehme Erholung sein, über die Einsamkeit zu philosophieren, sie als die lieblichste Gespielin des menschlichen Geistes zu gestalten, ihr alle vorteilhafte Seiten abzugewinnen und nach ihrem Genusse zu verlangen. Aber da, wo sie einheimisch ist, auf der Insel Juan Fernandez, wo ein einzelner, dem Schiffbruch entronnener Eremit lange Jahre mit ihr verlebt, oder bei schauervoller Nacht in einem tiefen Walde, oder in einem unbewohnten alten Schlosse, wo öde Mauern und Gewölbe Grausen erwecken und nichts Leben atmet außer die traurige Eule in dem zerfallenen Turme: da ist sie in Wahrheit nicht die angenehmste Gesellschafterin für den scheuen Anachoreten, der darin übernachtet, besonders wenn er sich alle Augenblicke der Erscheinung eines Poltergeistes gewärtigen muß. Da kann es leicht der Fall sein, daß eine Unterredung mit dem Nachtwächter zum Fenster heraus eine bessere Unterhaltung gewährt für Geist

und Herz, als die anziehendste Lektüre eines Panegyrikus über die Einsamkeit. Wenn Freund Zimmermann in Freund Franzens Stelle sich befunden hätte, auf dem Schloß Rummelsburg an der westfälischen Grenze, so würde er ohne Zweifel in dieser Situation die Grundideen zu einer ebenso interessanten Schrift über die Geselligkeit ausgesponnen haben, als ihn, allem Vermuten nach eine lästige Assemblee bestimmt hat, aus der Fülle des Herzens der Lobredner der Einsamkeit zu werden.

Mitternacht heißt die Stunde, wo die intellektuelle Welt Leben und Tätigkeit gewinnt, wenn die vergröberte animalische Natur in tiefem Schlummer begraben liegt. Franz wünschte um deswillen lieber, diese bedenkliche Stunde zu verschlafen, als zu durchwachen, darum tat er das Fenster zu, ging nochmals die Runde im Zimmer, durchspähte Winkel und Ecken, zu sehen, ob alles geheuer sei; schneuzte die Lichter, daß sie heller brannten und streckte sich flugs aufs Ruhebette, welches seinem ermüdeten Körper gar sanft tat. Dennoch

konnte er nicht so bald als er wünschte in Schlaf kommen. Ein kleines Herzpochen, welches er einer Wallung im Blute von der Hitze des Tages zuschrieb, erhielt ihn noch eine zeitlang wach, und er unterließ nicht, diese Frist zu benutzen und einen so kräftigen Abendsegen zu beten, als er seit vielen Jahren nicht gebetet hatte; dieser tat die gewöhnliche Wirkung, daß er sanft dabei einschlief. Nach Verlauf einer Stunde, seinem Bedünken nach, erwachte er mit einem plötzlichen Schreck, welches bei einem unruhigen Blute eben nichts ungewöhnliches ist. Dadurch wurde er ganz munter, horchte, ob alles ruhig sei und hörte nichts als die Glocke, die eben zwölf schlug, welche Neuigkeit der Nachtwächter bald darauf im ganzen Flecken mit lautem Gesange ankündigte. Franz lauschte noch eine Weile, legte sich aufs andere Ohr und war eben im Begriff, wieder einzuschlafen, da war es ihm, als knarre von ferne eine Tür, und gleich darauf schlug sie mit dumpfem Getöse zu. O wehe! wehe! raunte die Furcht ihm ins Ohr, das ist fürwahr der Poltergeist!

Es ist der Wind und weiter nichts, tröstete die Herzhaftigkeit. Doch bald kam es näher, immer näher, wie ein schwerer Mannestritt. Geklingel hier, Geklingel dort, als rasselte ein Delinquent mit schweren Ketten; oder als ging der Pförtner mit seinem Schlüsselbund im Schloß umher. Das war kein Windesspiel, die Herzhaftigkeit verstummte, die bange Furcht trieb alles Blut dem Herzen zu, daß es pochte wie ein Schmiedehammer.

Jetzt war die Sache außerm Spaß. Wofern die Furcht die Herzhaftigkeit noch einmal hätte lassen zum Worte kommen, so würde diese den Verzagten an den Subsidien-Traktat mit dem Wirte erinnert und ihn angetrieben haben, die stipulierte Hilfe laut aus dem Fenster zu reklamieren; aber da gebrach es an Entschließung. Der ängstlich Zagende nahm seine Zuflucht zur Matratze, der letzten Schutzwehr der Furchtsamen, und zog sie dicht über den Kopf, wie Vogel Strauß das Haupt hinter ein Sträuchlein birgt, wenn er dem Jäger nicht mehr entrinnen kann. Draußen ging es Tür auf, Tür zu, mit gräßlichem

Gepolter, und nun kam es auch an das Schlafgemach. Es drehte rasch am Schluß, versuchte viele Schlüssel, bis es den rechten fand; doch hielt der Riegel noch die Türe fest, bis sie ein harter Schlag, gleich einem Donnerschlag, eröffnete, daß Niet und Riegel sprang. Da trat herein ein langer hagerer Mann mit einem schwarzen Bart in alter Tracht und finsterem Angesicht, die Augenbrauen senkten sich zu tiefem Ernst von der Stirn herab. Um seine linke Schulter schlug er einen Scharlachmantel, und auf dem Haupt trug er einen spitzen Hut. Er zog mit schwerem Tritt dreimal das Zimmer schweigend auf und ab, besah die geweihten Kerzen und putzte sie, damit sie heller leuchteten. Darauf ließ er seinen Mantel fallen, schnürte einen Scherersack auf, den er darunter barg und kramte ein Barbierzeug aus, strich flugs ein blankes Schermesser auf dem breiten Riemen, den er am Gürtel trug.

Franz schwitzte Judasschweiß unter der Matratze, befahl sich in den Schutz der heiligen Jungfrau und spekulierte ängstlich, was dieses

Manöver sollte, wußte nicht, ob es damit auf die Gurgel oder auf den Bart gemeint sei. Zu seiner Beruhigung goß das Gespenst aus einer silbernen Flasche Wasser in ein silbernes Becken und schlug mit beinerner Hand die Seife zu leichtem Schaum, rückte einen Stuhl zurecht und winkte mit ernster Miene den angstvollen Lauerer aus seinem Hinterhalt hervor.

Gegen diesen bedeutsamen Wink galt so wenig eine Einwendung, als gegen die strengen Befehle des Großherrn, wenn er einem exilierten Vezier den Engel des Todes, den Capichi Baschi, mit der seidenen Schnur nachschickt, seinen Kopf in Empfang zu nehmen. Das Vernünftigste, was sich in diesem kritischen Falle tun läßt, ist, der Notwendigkeit nachzugeben, zum bösen Spiel gute Miene zu machen und sich mit stoischer Gelassenheit die Kehle gemachsam zuschnüren zu lassen. Franz honorierte die empfangene Order: die Matratze begann sich zu heben, er sprang rasch vom Bette auf und nahm den ihm angewiesenen Platz auf dem Schemel ein. So

wundersam auch dieser schnelle Übergang von der äußersten Verzagtheit zur kühnsten Entschlossenheit scheinen mag, so natürlich wird dennoch das psychologische Journal uns diese Erscheinung zu erklären wissen.

Der spukende Barbier band seinem zitternden Bartkunden alsbald das Schertüchlein vor, ergriff darauf Kamm und Schere, beschnitt ihm Haar und Bart. Dann seifte er ihn kunstmäßig ein, zuerst den Bart, hernach die Augenbrauen, zuletzt die Schläfe, Scheitel und das Hinterhaupt, und scherte ihn von der Gurgel bis zum Nacken so glatt und kahl wie einen Totenkopf. Als er mit dieser Operation zu Stande war, wusch er ihm das Haupt, trocknete es säuberlich, machte seine Reverenz und schnürte den Scherſack zu, hüllte sich in den Scharlachmantel und schickte sich zum Rückzug an. Die geweihten Kerzen brannten vortrefflich helle bei der ganzen Verhandlung, und Franz sah vermöge ihres Schimmers im Spiegel, daß ihn der Scherer in einen chinesischen Pagoden verwandelt hatte Er bedauerte herzlich den Verlust der

schönen braunen Locken, gleichwohl schöpfte er nun wieder frischen Atem, da er merkte, es sei mit diesem Opfer alles abgetan und der Geist habe weiter keine Macht an ihm.

So verhielt es sich auch in der Tat, der Rotmantel ging nach der Tür, stillschweigend wie er gekommen war, ohne Gruß und Valet, und schien ganz das Widerspiel seiner geschwätzigen Professionsverwandten. Kaum war er aber drei Schritte zurück, so stand er stille, sah sich mit trauriger Gebärdung nach seinem wohlbedienten Kunden um und strich mit der flachen Hand über den schwarzen Bart. Eben das tat er zum anderen male, und nochmals, als er eben zur Tür hinaus schreiten wollte. Franz geriet dadurch auf die Vermutung, daß das Gespenst etwas verlange, und durch eine schnelle Kombination der Ideen riet er darauf, daß es vielleicht den nämlichen Dienst von ihm erwarte, den es ihm vorher geleistet habe, und er traf es damit glücklicher, als weiland Geisterseher Oeder, der das renommierte Braunschweiger Gespenst inquirierte, wie ein Amtmann den

Delinquenten, ohne daß er es zum Geständnis brachte, was es eigentlich mit seiner frivolen Erscheinung wolle.

Da der Geist, ungeachtet seines trübsinnigen Anblicks, mehr zu Schimpf als Ernst aufgelegt schien und seinen Gast geschabernakt, nicht aber gemißhandelt hatte, so war bei diesem jetzt fast alle Furcht verschwunden. Also wagte er den Versuch und winkte dem Geiste, sich auf den Schemel zu setzen, welchen er eben verlassen hatte. Sogleich gehorchte das Gespenst, warf den roten Mantel ab, legte das Barbierzeug auf den Tisch und setzte sich auf den Stuhl, in die Stellung eines Menschen, der sich will den Bart abnehmen lassen. Franz beobachtete sorgfältig die nämliche Prozedur, die der Geist zuvor mit ihm vorgenommen hatte, stutzte ihm den Bart mit der Schere, schnitt ihm das Haar ab, seifte ihm den ganzen Kopf ein, und das Gespenst hielt still wie ein Haubenstock. Der ungeschickte Geselle wußte das Messer schlecht zu regieren, hatte noch nie eins in der Hand gehabt, schor den Bart gerade gegen den Strich, wobei

der Geist eben so seltsame Grimassen machte, wie der Affe des Erasmus, indem er das Bartputzen seines Herrn nachahmte. Dabei wurde dem unkundigen Pfuscher doch nicht wohl zu Mute, er dachte mehr als einmal an die sinnreiche Sentenz: was deines Amtes nicht ist, laß deinen Vorwitz, indessen zog er sich, so gut er konnte, aus der Affäre und schor das Gespenst so kahl als er selbst war.

Bisher war die Szene zwischen dem Geiste und dem Wanderer pantomimisch abgehandelt worden, jetzt wurde die Handlung dramatisch. Fremdling, sprach jener mit freundlicher Gebärde, habe Dank für den Dienst, den du mir geleistet hast: durch dich bin ich der langen Gefangenschaft nun ledig, die mich dreihundert Jahre in diese Mauern gekerkert hat und zu welcher meine abgeschiedene Seele so lange, einer Übeltat halber, verdammt ward, bis ein Sterblicher das Vergeltungsrecht an mir üben und tun würde, was ich bei meinen Lebzeiten andern tat.

Wisse, daß hier ehemals ein frecher Übermütler wohnte, der sein Gespött mit Pfaffen

und mit Laien trieb. Graf Hartmann hieß sein Name, war keines Menschen Freund, erkannte kein Gesetz und keinen Oberherrn, übte eitel Mutwill und Schälkelei und schändete des Gastrechts Heiligkeit. Den Fremdling, der unter sein Dach einging; den Dürftigen, der ihn um eine milde Gabe bat, entließ er nie, ohne einen bösen Tück ihm zu beweisen. Ich war sein Schloßbarbier, trieb Liebedienerei und tat, was ihm gefiel. So manchen frommen Pilger, der vorüberging, lockte ich mit Freundlichkeit ins Schloß, bereitete das Bad für ihn, und wenn er meinte, seiner wohl zu pflegen, schor ich ihn glatt und kahl und wies mit Hohn und Spott ihn aus der Tür. Da schaute Graf Hartmann aus dem Fenster und sah mit Lust, wie sich die Otternzucht der Knaben aus dem Flecken versammelt hatte, den Geschändeten zu höhnen, und über ihn, wie über den Propheten einst die freche Knabenrotte, Kahlkopf! Kahlkopf! schrie. Des freute sich der Schadenfroh und lachte teuflisch darüber, daß er den Speckwanst hielt und ihm die Augen tränten.

Einst kam ein heiliger Mann aus fernen Landen, er trug, gleich einem Büßenden, ein schweres Kreuz auf seiner Schulter und hatte sich fünf Nägelmale an Händen, Füßen und der Seite aus Andacht eingenarbt; auf seinem Haupte stand ein Kranz von Haaren, gleich der Dornenkrone. Er sprach hier an, begehrte Wasser, seine Füße zu waschen und einen Bissen Brot. Flugs brachte ich ihn in das Bad, um ihn nach meiner Weise zu bedienen, und respektierte nicht die heilige Glatze, schor ihm die Krone rein vom Haupte weg. Da sprach der fromme Pilger einen schweren Bannfluch über mich: Verruchter, wisse, daß nach dem Tode der Himmel und die Hölle und des Fegfeuers eherne Pforte deiner armen Seele verschlossen ist. Sie soll als Plagegeist so lang in diesen Mauern tosen, bis ungefordert, ungeheißen, ein Wanderer das Vergeltungsrecht an dir verüben wird.

Von Stund an wurde ich siech, das Mark in den Gebeinen vertrocknete und, ich verging gleich wie ein Schatten. Mein Geist verließ den abgezehrten Leichnam und blieb an diesen

Ort gebannt, wie ihm vom heiligen Mann ward auferlegt. Vergebens harrte ich der Erlösung aus diesen qualenvollen Fesseln, die mich noch an die Erde ketteten: denn du sollst wissen, daß, wenn die Seele von dem Körper scheidet, sie nach dem Ort der Ruhe verlangt, und diese heiße Sehnsucht macht ihr die Jahre zu Äonen, so lange sie in einem fremden Elemente schmachtet. Zu eigner Qual setzte ich das traurige Geschäfte fort, das ich bei Leibesleben trieb. Ach! bald verödete mein Tosen dieses Haus! Nur sparsam kam ein Pilger, hier zu übernachten. Ob ich gleich allen tat wie dir, so wollte keiner dennoch mich verstehen und mir, wie du, den Dienst erweisen, der meinen Geist aus dieser Sklaverei befreite. Hinfort wird sich kein Poltergeist in diesem Schloß mehr regen, ich gehe nun zur langgewünschten Ruhe ein. Nun, junger Fremdling, nochmals meinen Dank, daß du mich nun erlöst hast. Wäre ich der Hüter tiefverborgener Schätze, sie wären alle dein; doch Reichtum war im Leben nie mein Los, es liegt in diesem Schlosse

auch kein Schatz vergraben. Hör aber guten Rat. Verweile hier, bis Bart und Haupthaar Kinn und Glatze wieder decken, dann ziehe heim in deine Vaterstadt und harre auf der Weserbrücke daselbst, zur Zeit wenn Tag und Nacht im Herbst sich gleichen, auf einen Freund, der dir begegnen wird, der wird dir sagen, was du tun sollst, daß dir es wohlergehe auf Erden. — Wenn aus dem güldenen Horn des Überflusses dir Segen und Gedeihen quillt, alsdann sei meiner eingedenk und laß, so oft der Jahrestag wiederkehrt, an welchem du mich des Verwünschungsfluchs entbandest, zu meiner Seelenruh mir jedesmal drei Messen lesen. — Nun fahre wohl, ich scheide jetzt davon.

Mit diesen Worten verschwand der Geist, nachdem er durch seine Geschwätzigkeit seine ehemalige Existenz als Hofbarbier im Schlosse Rummelsburg sattsam dokumentiert hatte und ließ seinen Befreier voll Verwunderung über das seltsame Abenteuer. Er stand lange unbeweglich und war zweifelhaft, ob sich die ganze Geschichte wirklich begeben, oder ob

ihn nur ein schwerer Traum getäuscht habe; allein sein kahl geschorener Kopf überzeugte ihn bald von der Wahrheit der Begebenheit. Er legte sich darauf zur Ruhe und schlief auf den überstandenen Schrecken bis in die Mittagsstunde. Der betrügliche Wirt hatte schon vom frühen Morgen an gelauert, wenn der Wanderer mit der Glatze zum Vorschein kommen würde, um ihn mit heimlichem Hohngelächter unter dem Anschein der Verwunderung über das nächtliche Abenteuer zu empfangen. Da ihm dieser aber zu lange zögerte und schon der Mittag herannahte, wurde ihm die Sache bedenklich und er fing an zu fürchten, das Gespenst möchte etwas unsanft mit dem fremden Gast gefahren sein, ihn erdrosselt oder in so übermäßige Furcht versetzt haben, daß er vor Entsetzen gestorben sei; und seine mutwillige Rache so weit zu treiben, war gleichwohl seine Absicht nicht. Er schellte dem Gesinde, lief mit Knecht und Magd in aller Eile auf die Burg und kam vor das Zimmer, in welchem er des Abends Licht bemerkt hatte. Er fand einen unbekannten

Schlüssel an der Tür; aber diese war von innen verriegelt, denn nach dem Verschwinden des Geistes hatte Franz sie wieder verwahrt. Er pochte mit ängstlicher Heftigkeit an, daß die heiligen Siebenschläfer von dem Getöse würden aufgewacht sein. Franz wurde munter und meinte in der ersten Bestürzung, der Geist stände wieder vor der Tür und habe ihm einen nochmaligen Besuch zugedacht. Da er aber des Wirtes Stimme vernahm, der nichts mehr verlangte, als daß sein Gast ein Zeichen des Lebens von sich geben sollte, raffte er sich auf und öffnete das Gemach.

Mit scheinbarem Entsetzen sprach der Wirt, indem er die Hände zusammenschlug: Bei Gott und allen Heiligen! der Rotmantel ist hier gewesen (unter diesem Namen war das Gespenste den Einwohnern bekannt) und hat euch zum Kahlkopf geschoren, nun ist es vor Augen, daß die alte Sage kein Märchen ist. Aber berichtet mir, wie sah der Poltergeist aus, was hat er geredet und wie hat er getan? Franz, der den Frager vollkommen ausgemerkt hatte, antwortete: Der Geist glich einem

Mann in einem roten Mantel, wie er getan hat, ist euch nicht verborgen, und was er sprach, des bin ich wohl eingedenk: Fremdling, sprach er, traue keinem Wirt, der den Schalk im Schilde führt: was dir begegnen sollte, war ihm wohl bewußt. Gehab dich wohl, ich ziehe fort aus diesem alten Aufenthalte, denn meine Zeit ist aus. Hinfort wird hier kein Poltergeist mehr spuken; ich werde nun zum stillen Alp, will bas den Gastwirt plagen, ihn kneipen, zwicken, drücken, wofern er seine Schuld nicht büßt, dir Dach und Fach und freie Zehrung gibt, bis um dein Haupt sich wieder braune Locken krümmen.

Der Wirt erbebte bei diesen Worten, schlug ein großes Kreuz vor sich und gelobte bei der heiligen Jungfrau dem Abenteurer freie Zeche, so lange er bei ihm verharren wollte, führte ihn in sein Haus und bediente ihn aufs beste. Es fehlte wenig, daß der Fremdling nicht in den Ruf eines Geisterbanners kam, da sich das Gespenst von nun an nicht mehr sehen ließ. Er übernachtete oft in der alten Burg, und ein Wagehals aus dem Orte

hatte den Mut, ihm Gesellschaft zu leisten, ohne daß er zum Kahlkopf geschoren wurde. Da der Gutsherr erfuhr, daß der fürchterliche Rotmantel nicht mehr in Rummelsburg spuke, ward er darüber sehr froh und erteilte Befehl, des Fremdlings wohl zu pflegen, der ihn seiner Meinung nach weggebannt habe.

Um die Zeit, als sich der Wein färbte und der herannahende Herbst die Äpfel an den Bäumen rötete, kräuselten sich die braunen Locken wieder, der Wanderer schnürte sein Reisebündel: seine Sinnen und Gedanken waren auf die Weserbrücke gerichtet, um den Freund aufzusuchen, der ihm nach der Verheißung des nächtlichen Barbiers Anweisung geben sollte, wie er sein Glück machen könnte. Indem er sich vom Wirt verabschiedete, zog dieser ein Pferd mit Sattel und Zeug aus dem Stalle, womit der Gutsherr aus Dankbarkeit ihn beschenkte, daß er sein Schloß wieder wohnbar gemacht hatte; auch ließ er ihm einen nachhaltigen Zehrpfennig reichen, und so kam Franz flink und wohlgemut in seine Vaterstadt wieder angeritten, wie er

vor Jahresfrist daraus gezogen war. Er suchte sein altes Quartier im engen Gäßchen auf, hielt sich aber gar still und eingezogen und forschte nur unter der Hand, wie es mit der schönen Meta stände, ob sie noch lebe und unvermählt sei. Auf diese Frage erhielt er eine befriedigende Antwort und begnügte sich vor der Hand daran; denn er wagte es nicht, ehe sein Schicksal entschieden wäre, ihr unter die Augen zu treten oder seine Ankunft in Bremen ihr vermerken zu lassen.

Mit heißer Sehnsucht erwartete er die Tag- und Nachtgleiche, seine Ungeduld machte ihm bis dahin jeden Tag zu einem Jahre. Endlich erschien der langgewünschte Termin. Die Nacht vorher konnte er vor Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, kein Auge zutun; das Blut wallte und pochte in den Adern wie im Schlosse Rummelsburg, da er des Besuchs von einem Poltergeiste sich versah. Um den unbekannten Freund nicht zu verfehlen, stand er schon vor Tagesanbruch auf und begab sich in der ersten Morgendämmerung auf die Weserbrücke, die noch leer und ledig

von Passanten war. Er ging verschiedene mal einsam darauf hin und her, mit einem Vorgefühl freudiger Ahnung, das den eigentlichen Genuß aller irdischen Glückseligkeit in sich faßt, denn nicht die erreichten Wünsche, sondern die unbezweifelte Hoffnung, sie zu erreichen, gewähret dem menschlichen Geiste das volle Maß des höchsten und innigsten Vergnügens. Er machte eine Menge Entwürfe, wie er sich im Besitz seines zu erwartenden Glückes bei der geliebten Meta produzieren wollte; ob es ratsamer sei, sich ihr in vollem Glanze zu zeigen, oder nur im ersten Schimmer des Morgenlichtes aus seiner bisherigen Dunkelheit hervorzugehen und sie nach und nach die glückliche Veränderung seiner Lage wahrnehmen zu lassen. Die Neugierde tat bei dieser Gelegenheit tausend Fragen an den Verstand; wer mag der Freund sein, der mir auf der Weserbrücke begegnen soll? Ob es wohl einer meiner alten Bekannten ist, bei denen ich seit meinem Verfall ganz vergessen bin? Wie wird er mir den Weg zum Glücke bahnen? Und wird dieser Weg kurz oder

lang, bequem oder mühsam sein? Auf alles das wußte der Verstand, seines Sinnens und Spekulierens ungeachtet, keine Antwort.

Nach Verlauf einer Stunde fing's an auf der Brücke lebhaft zu werden, es wurde darüber geritten, gefahren und gegangen, auch viel Kaufmannsgut hin und her gebracht. Die gewöhnliche Tagwache von Bettlern und preßhaften Personen besetzte nach und nach diesen zu ihrem Gewerbe wohlgelegenen Posten, um die Wohltätigkeit der Vorübergehenden in Kontribution zu setzen: an Armenanstalten und Arbeitshäuser hatte die weise Polizei damals noch nicht gedacht. Der erste von der zerfetzten Kohorte, der dem jovialischen Spaziergänger, welchem frohe Hoffnung aus den Augen lachte, um eine milde Gabe ansprach, war ein verabschiedeter Kriegsmann, der mit dem militärischen Ehrenzeichen eines hölzernen Stelzfußes versehen war, das ihm, als er weiland für das Vaterland focht, zum Lohn seiner Tapferkeit verliehen wurde mit der Gerechtsame, zu betteln wo er wollte, und der nun als Physiognomist das Studium der

Menschenkunde auf der Weserbrücke mit so gutem Erfolg trieb, daß er selten eine Fehlbitte um ein Almosen tat. Auch diesmal irrte sich sein Beschauungsblick keineswegs, indem ihm Franz in der Freudigkeit seines Herzens einen blanken Engelgroschen*) in den Hut warf.

Zur Zeit der ersten Morgenstunden, wo nur der arbeitsame Handwerker tätig ist, der vornehmere Städter aber noch der trägen Ruhe pflegt, erwartete er die Erscheinung des verheißenen Freundes eigentlich noch nicht: er suchte ihn nicht in den niedrigsten Volksklassen und nahm daher von den Passanten nur wenig Notiz. Um die Stunde der Gerichtszeit aber, als die Proceres von Bremen in stattlichen Amtskleidern zu Rat fuhren, und um die Börsenzeit war er ganz Aug und Ohr, spähete die Kommenden von Ferne, und wenn ein rechtlicher Mann über die Brücke kam, geriet sein Blut in Bewegung, und er ver-

*) Eine Münze, die im Erzgebirge ausgeprägt wurde, aber überall im deutschen Reiche Kurs hatte, an Wert ungefähr vier Groschen.

meinte an ihm den Schöpfer seines Glückes zu finden. Es verging indessen eine Stunde nach der anderen, die Sonne rückte hoch herauf; bald machte die Mittagszeit einen Stillstand in den Geschäften; das Getümmel verlor sich, und der erwartete Freund zögerte noch immer mit seiner Ankunft. Franz promenierte jetzt ganz allein die Brücke auf und nieder, hatte keine andere Gesellschaft neben sich als die Bettler, die sich ihre kalte Küche servierten, ohne den Platz zu verlassen. Er trug ebenfalls Bedenken dieses zu tun, und weil er nicht mit Lebensmitteln versehen war, kaufte er einiges Obst und nahm sein Mittagsmahl ambulando ein.

Dem ganzen Klub, der auf der Weserbrücke tafelte, fiel der junge Mann auf, der vom frühen Morgen an bis an den Mittag hier gelauert hatte, ohne mit jemand Unterredung zu pflegen oder ein Geschäft auszurichten. Sie hielten ihn für einen Müßiggänger, und ungeachtet sie alle seine Mildtätigkeit erfahren hatten, entging er ihrem Spotte doch nicht: sie nannten ihn scherzweise den Brückenvogt.

Der Physiognomist mit dem Stelzfuße aber bemerkte, daß seine Miene nicht mehr so heiter war als in der Morgenstunde, er schien einer Sache ernstlich nachzudenken, hatte den Hut tief ins Gesicht gedrückt, seine Bewegung war langsam und bedächtlich, er nagte lange Zeit an einem Apfelkröbse, ohne daß er dieses selbst zu wissen schien. Aus dieser Beobachtung vermeinte der Menschenspäher Vorteil zu ziehen, darum setzte er sein natürliches und sein hölzernes Bein in Bewegung, begab sich an das andere Ende der Brücke und lauerte dem Denker auf, um unter dem Anschein eines neuen Ankömmlings ihn nochmals um eine Beisteuer anzugehen, und dieser Fund gelang ihm aufs beste. Der tiefsinnige Philosoph richtete keine Aufmerksamkeit auf den Bettler, griff mechanisch in die Tasche und warf ihm ein Sechsgrotstück in den Hut, um seiner los zu werden.

Nach der Mittagszeit kamen wieder tausend neue Gesichter zum Vorschein, der Harrende war nun des Verzugs seines unbekannten Freundes müde, demungeachtet hielt die

Hoffnung noch immer seine Aufmerksamkeit gespannt; er trat jedem Vorübergehenden unter die Augen, hoffte, daß ihn einer freundschaftlich umarmen sollte; aber alle gingen kaltsinnig ihres Weges, die meisten bemerkten ihn gar nicht und wenige erwiderten seinen Gruß mit einem kleinen Kopfnicken. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange, die Schatten wurden länger, die Frequenz auf der Brücke nahm ab, und das Bettlerpikett zog nach und nach heim in seine Kasernen auf der Mattenburg. Eine tiefe Schwermut überfiel den Hoffnungslosen, da er seine Erwartung getäuscht und die herrliche Aussicht, die er des Morgens vor Augen hatte, am Abend nun verschwinden sah. Er geriet in eine Art mißmütiger Verzweiflung, war nahe dabei, über Bord zu springen und sich von der Brücke herab in die Weser zu stürzen. Aber ein Gedanke an Meta hielt ihn zurück und bewog ihn, dieses Vorhaben so lange aufzuschieben, bis er sie noch einmal gesehen hätte; er beschloß, den folgenden Tag sie zu belauschen, wenn sie gehen würde Messe

zu hören, zum letztenmal aus ihrem reizenden Anblick Wonne zu trinken und dann flugs die heiße Liebe in dem kalten Weserstrom auf ewig abzukühlen.

Indem er sich anschickte, die Brücke zu verlassen, begegnete ihm der verabschiedete Landsknecht mit dem Stelzfuß, der mancherlei Spekulationen zum Zeitvertreib gemacht hatte, was des jungen Mannes Intent sei, daß er vom frühen Morgen bis zum Abend die Brücke bewacht hätte. Er hatte um seinetwillen länger als gewöhnlich verzogen, um ihn auszuharren. Weil er es ihm aber zu lange machte, reizte ihn die Neugierde, sich an ihn selbst zu wenden und ihn darum zu befragen. Nichts für ungut, lieber Herr, redete er ihn an, vergönnt mir eine Frage. Franz, der eben nicht bei gesprächiger Laune war und die Ansprache, die er von einem Freunde so sehnlich erwartet hatte, nun aus dem Munde eines Krüppels vernahm, antwortete etwas mürrisch: Nun, was ist's? Alter Graubart, rede! Wir zwei beide, fuhr jener fort, sind heute die ersten hier auf dieser

Brücke gewesen und sind nun auch die letzten. Was mich und andere meines Gelichters betrifft, uns führt der Beruf hierher, Almosen einzusammeln; aber ihr seid doch, wahrlich! nicht von unserer Gilde und habt gleichwohl hier den ganzen Tag gelauert. Lieber, sagt mir, wenn es kein Geheimnis ist, welche Ursache bringt euch hierher, oder welcher Stein liegt euch auf dem Herzen, den ihr hier abwälzen wolltet? Was kann es frommen, Alter, sprach Franz launisch, ob du weißt, wo mich der Schuh drückt; oder welches Anliegen ich auf dem Herzen habe, dich wird es wenig kümmern. — Herr, ich will euch wohl, darum, daß ihr eure Hand gegen mich aufgetan und mir zweimal Almosen gegeben habt, das euch Gott belohne! Aber euer Angesicht war am Abend nicht so heiter wie am Morgen, und das frißt mir's Herz. — Diese gutmütige Teilnehmung des alten Kriegsknechtes gefiel dem Misanthropen, daß er nun das Gespräch gern unterhielt. Ei nun, antwortete er, wenn dir daran gelegen ist, zu erfahren, warum ich mich hier die Lange-

weile habe plagen lassen, so wisse, daß ich einen Freund suchte, der mich hierher beschied und nun vergeblich auf sich warten läßt. Mit Verlaub, entgegnete der Stelzfuß, daß ich frei reden mag, euer Freund, sei er auch wer er sei, ist ein Schurke, daß er euch so am Narrenseile führt. Tät er mir das, so sollte er, wahrlich! meine Krücken fühlen, wo er mir unter die Augen trät. War er verhindert, Wort zu halten, sollte er es kund tun und euch nicht wie einen Knaben äffen. Ich kann ihm, entschuldigte Franz, sein Ausbleiben gleichwohl nicht verargen, er hat mir nichts versprochen; es war nur ein Traum, der mir verhieß, hier meinen Freund zu treffen. — Die Gespenstergeschichte war ihm zu erzählen zu weitläufig, darum hüllte er sie in einen Traum. — Das ist ein anderes, sprach der Alte, wenn ihr auf Träume baut, so wunderts mich nicht, daß euch eure Hoffnung betrügt. Mich hat in meinem Leben viel tolles Zeug geträumt; aber ich bin nie ein solcher Tor gewesen, darauf zu achten. Hätte ich alle die Schätze, die mir im Traume sind beschert

gewesen, die Stadt Bremen wollte ich damit kaufen, wo sie feil geboten würde. Aber ich habe nie an Träume geglaubt, auch weder Hand noch Fuß geregt, ihren Wert oder Unwert zu prüfen, ich wußte wohl, daß es vergebene Mühe damit sei. Ha! ich muß euch ins Gesicht lachen, daß ihr um eines leeren Traumes willen einen schönen Lebenstag verschleudert, den ihr bei einem fröhlichen Gelag besser zugebracht hättet. — Der Erfolg beweist, daß du Recht hast, Alter, und daß Träume öfters trügen. Aber, verteidigte sich Franz, ich träumte so lebhaft und umständlich, vor länger als drei Monden, daß ich an eben diesem Tage und an diesem Orte einen Freund antreffen sollte, der mir Dinge von großer Wichtigkeit zu sagen habe, daß es wohl der Mühe lohnte, zu erfahren, ob der Traum zutreffen würde. — O, versetzte der Stelzfuß, niemand träumt lebhafter als ich! Einen Traum vergesse ich doch in meinem Leben nicht. Träumte mich, weiß nicht vor wieviel Jahren, mein Schutzengel stünd an meinem Bette in Gestalt eines Jünglings mit gold-

gelockten Haaren und zwei silberfarbenen Fittichen auf dem Rücken und sprach zu mir: Berthold, vernimm die Worte meiner Rede, daß keins verloren gehe aus deinem Herzen. Es ist dir ein Schatz beschieden, den du heben sollst, um dir davon gütlich zu tun die übrige Zeit deines Lebens. Morgen Abend, wenn die Sonne zum Untergang sich neigt, nimm Schippe und Spaten auf deine Schulter, gehe aus von der Mattenburg, über die Tieber rechter Hand nach der Balgenbrücke, an dem Johanniskloster hin, bis zum großen Roland. Dann nimm deinen Weg über den Domhof durch den Schüsselkorb, daß du gelangst außer der Stadt an einen Garten, der das Merkzeichen hat, daß eine Steige von vier steinernen Stufen von der Straße hinunter zu dessen Eingang führt. Harre hier abseits im Verborgenen bis die Mondsichel dir leuchtet: dann stemme dich mit Manneskraft gegen die leicht verwahrte Tür, die dir nur schwach widerstehen wird. Tritt getrost ein in den Garten und wende dich nach dem Traubengeländer, das den Bogengang beschattet, hinter

demſelben linker Hand überragt ein hoher Apfelbaum das niedrige Gebüſch, tritt an den Stamm dieſes Baumes, das Angeſicht gerade gegen den Mond gekehrt, ſchaue drei Ellen breit vor dich auf die Erde, ſo wirſt du zwei Zimtroſenſträuche erblicken; dort ſchlage ein und grabe drei Spannen tief, bis du eine ſteinerne Platte findeſt, darunter liegt der Schatz begraben, in einer eiſernen Truhe voll Gold und Geldeswert. Ob ſie wohl ſchwer und unbehülflich iſt, ſo ſcheue doch die Arbeit nicht, ſie aus der Gruft zu heben, ſie wird deine Mühe wohl lohnen, wenn du den Schlüſſel ſuchſt, der unter der Truhe verwahrt iſt.

Vor Verwunderung ſtarrte und ſtaunte Franz den Träumer an über das, was er hörte, und würde ſeine Verwirrung nicht haben verbergen können, wo nicht die nächtliche Dämmerung ihm zuſtatten gekommen wäre. Er erkannte aus allen angegebenen Merkzeichen ſeinen eigenen vom Vater ererbten Garten, der des guten Mannes Steckenpferd bei ſeinem Leben geweſen war; um

deswillen aber dem Sohne nicht behagte, vermöge der Erfahrungsregel, daß selten Vater und Sohn in einer Lieblingsneigung, wenn sie kein Laster ist, sympathisieren; denn im letzteren Falle fällt der Apfel, wie man spricht, selten weit vom Stamme. Vater Melchior hatte den Garten ganz in seinem eigenen Geschmacke angelegt, so bunt und seltsam wie sein Urenkelssohn, der sein Elysium durch eine originelle Beschreibung verewigt hat*). Er hatte zwar keine gemahlte Menagerie darin zur Schau ausgestellt; aber er unterhielt gleichwohl eine sehr zahlreiche daselbst, von springenden Rossen, geflügelten Löwen, Adlern, Greifen, Einhörnern und anderen Wundertieren, allesamt von reinem Gold geprägt, die er aber für jedermanns Augen sorgfältig verhehlte und unter die Erde verbarg. Dieses väterliche Tempe hatte der verschwenderische Sohn zur Zeit seiner Wildfangsepoche um ein Spottgeld verschleudert.

Jetzt wurde ihm der Stelzfuß auf einmal

*) In Hirschfelds Gartenkalender vom Jahr 1783, auf der 126 u. f. S.

höchst interessant, da er merkte, daß eben dieser der Freund war, an den ihn das Nachtgespenst im Schlosse Rummelsburg adressiert hatte. Gern hätte er ihn umarmen und im ersten Entzücken Freund und Vater nennen mögen; doch hielt er sich zurück und fand ratsamer, sich gegen ihn über die mitgeteilte Nachricht nicht weiter auszulassen. Darum sprach er, das laß ich mir einen umständlichen Traum sein! Aber Alter, was tatest du am Morgen beim Erwachen? Befolgtest du nicht, wozu der Schutzengel dich anmahnte? Ei, wie sollt ich, antwortete der Träumer, vergebliche Arbeit tun? Es war ja nichts als ein leidiger Traum. Wenn mir mein Schutzengel erscheinen wollte, so habe ich der schlaflosen Nächte in meinem Leben gar viel gehabt, wo er mich wachend hätte finden können; aber er hat sich wohl nie sehr um mich bekümmert, sonst würde ich nicht zu seiner Schande auf diesem Stelzfuß hinken. Franz zog sein letztes Silberstück hervor, das er bei sich trug: Nimm, sprach er, alter Vater, diese Gabe noch von mir zu einem Schoppen Wein für den Abendtrunk,

dein Gespräch hat meine üble Laune verscheucht. Verabsäume nicht, dich fleißig auf dieser Brücke einzufinden, wir sprechen, hoffe ich, uns hier wieder. Der lahme Greis hatte seit langer Zeit kein so reiches Almosen eingeerntet, als an diesem Tage, er segnete dafür seinen Wohltäter, krückte sich in ein Wirtshaus und tat sich eine Güte; Franz aber eilte, von neuer Hoffnung belebt, seiner Wohnung im engen Gäßchen zu.

Am folgenden Tage setzte er alles in Bereitschaft, was zum Schatzgraben erforderlich ist. Die außerwesentlichen Requisiten, Beschwörungsformeln, Zaubersegen, Zaubergürtel, hieroglyphische Charaktere und dergleichen mangelten ihm gänzlich; sie sind aber auch entbehrlich, wenn nur die drei Haupterfordernisse nicht fehlen, Schippe, Spaten und vor allen Dingen der Schatz unter der Erde. Das nötige Arbeitszeug schaffte er kurz vor Sonnenuntergang an Ort und Stelle und verbarg es einstweilen in eine Hecke; was aber den Schatz selbst betraf, so hatte er den festen Glauben, daß der Geist im Schlosse

und der Freund auf der Brücke an ihm nicht würden zu Lügnern werden. Mit sehnlichem Verlangen erwartete er nun den Aufgang des Mondes, und als dieser seine Silberhörner durch das Gebüsch streckte, begab er sich frisch an die Arbeit, beobachtete alles genau, was ihm der alte Invalide gelehrt hatte und hob den Schatz glücklich, ohne ein Abenteuer dabei zu bestehen; ohne daß ihn ein schwarzer Hund erschreckt oder ein blaues Flämmlein dazu geleuchtet hätte.

Vater Melchior, der aus weiser Vorsicht diesen Notpfennig hier vergrub, hatte keineswegs die Absicht, seinem Sohne diesen beträchtlichen Teil der Erbschaft zu entziehen; der Verstoß lag nur darin, daß Freund Hein auf eine andere Manier den Erblasser aus der Welt geleitete, als dieser vermutet hatte. Er war gänzlich überzeugt, daß er alt und lebenssatt, mit allen Formalitäten eines ordentlichen Krankenlagers, das Zeitliche gesegnen würde, wie ihm in der Jugend war prophezeit worden. Da wollte er nun, wenn er nach Kirchengebrauch die letzte Ölung

empfangen hätte, seinen geliebten Sohn ans Sterbebette zu sich rufen, nachdem er alle Umstehenden zuvor entlassen hätte, ihm den väterlichen Segen erteilen und zum Valet den im Garten vergrabenen Schatz nachweisen. Es wäre auch alles in seiner Ordnung gegangen, wenn das Lebenslicht des guten Alten ausgelöscht wäre wie ein brennendes Docht, dem es an Öl gebricht; da es aber der Tod hinterlistiger Weise auf einem Gastmahl auspustete, so nahm er, wider Willen, sein Mammonsgeheimnis mit ins Grab, und es waren beinahe so viel glückliche Konkurrenzen erforderlich, ehe das verscharrte Patrimonium an den rechten Erben kam, als wenn es durch die Hand der Gerechtigkeit an die Behörde wäre befördert worden.

Mit unermeßlicher Freude nahm er die unförmlichen spanischen Matten in Empfang, die der eiserne Kasten, nebst einer großen Anzahl anderer Sorten von feinerem Gepräge, getreulich verwahrt hatte. Nachdem der Taumel der ersten Wonnetrunkenheit etwas verraucht war, überlegte er, wie der Schatz unbemerkt

und sicher ins enge Gäßchen zu transportieren sein möchte. Die Bürde war zu schwer, sie ohne Gehilfen fortzubringen, daher wachten mit dem Besitz des Reichtums auch alle damit verknüpften Sorgen auf. Der neue Krösus wußte sich nicht anders zu raten, als sein Kapital einem hohlen Baume, der hinterm Garten auf einer Wiese stand, auf Treu und Glauben anzuvertrauen; den ausgeleerten Kasten vergrub er wieder in das Rosengebüsch und ebnete den Platz so gut er konnte. In Zeit von drei Tagen war der Schatz aus dem hohlen Baume wohlbehalten ins enge Gäßchen eingelotst, und nun glaubte der Inhaber mit Ehren sein strenges Inkognito ablegen zu können. Er kleidete sich aufs beste, ließ die Fürbitte in der Kirche abstellen und begehrte dagegen eine christliche Danksagung für einen Reisenden, bei der Wiederkehr in seine Vaterstadt nach glücklicher Ausrichtung seiner Geschäfte. Er verbarg sich in der Kirche in einen Winkel, wo er unbemerkt die schöne Meta beobachten konnte, wandte von ihr kein Auge und trank aus ihrem Anblick alles das

Entzücken, dessen Vorempfindung ihn von dem Hallorensprunge von der Weserbrücke zurückhielt. Wie es an die Danksagung kam, blickte frohe Teilnehmung aus allen ihren Gesichtszügen und die jungfräulichen Wangen glühten vor Freude. Die gewöhnliche Begegnung auf dem Heimwege war so sprechend, daß sie auch dem dritten Mann, der darauf gemerkt hätte, wäre verständlich gewesen.

Franz erschien nun wieder auf der Börse, fing ein Gewerbe an, das in wenig Wochen schon ins Große ging, und da sein Wohlstand täglich mehr in die Augen fiel, urteilte Freund Neidhard der Lästerzüngler, er müsse bei Einkassierung der alten Schulden mehr Glück als Verstand gehabt haben. Er mietete ein großes Haus, dem Roland gegenüber auf dem Markte, nahm Buchhalter und Handelsdiener an und trieb seine Geschäfte unverdrossen. Da handhabte das leidige Völklein der Schmarotzer wieder fleißig die Klingel an der Tür, kamen zu Hauf und erdrückten ihn schier mit Freundschaftsversicherungen und Glückwünschen zu erneuertem Wohlergehen;

vermeinten ihn wieder mit ihren räuberischen Klauen zu erfassen. Aber er war durch Erfahrung klug geworden, bezahlte sie mit ihrer eigenen Münze, speiste ihre falsche Freundlichkeit mit glatten Worten ab und ließ sie mit leerem Magen abziehen, welches souveräne Mittel das lästige Geschmeiß der Gutschmecker und Schranzen zu vertreiben, die beabsichtigte Wirkung tat, daß sie wegblieben.

In Bremen war der neu emporschwebende Franz das Märchen des Tages, die Fortüne, die er auf eine unbegreifliche Art in der Fremde, wie man glaubte, gemacht hatte, war der Inhalt aller Gespräche, auf Ehrengelagen, vor den Gerichtsschranken und auf der Börse! Doch in dem Maße wie der Ruf von seinem Glück und Wohlstand wuchs, nahm die Zufriedenheit und Gemütsruhe der schönen Meta ab. Der Freund in petto war ihrer Meinung nach jetzt wohl dazu qualifiziert, ein lautes Wort zu sprechen. Demungeachtet blieb seine Liebe noch immer stumm, und außer der Begegnung auf dem Kirchwege ließ er nichts von sich hören. Selbst diese Art von Auf-

wartung wurde sparsamer, und dergleichen Abspekten deuteten nicht auf warme, sondern auf kalte Witterung in der Liebe. Die traurige Harpye Celáno Eifersucht umflatterte zur Nachtzeit ihr Kämmerlein und girrte, wenn der goldene Schlaf ihr kaum die blauen Augen zugedrückt hatte, manche bange Ahnung der Erwachenden ins Ohr. „Laß die süße Hoffnung schwinden, einen Unbeständigen zu fesseln, der als ein leichter Ball von jedem Winde umgetrieben wird. Er liebte dich und war dir treu, so lang sein Glück dem deinigen die Wage hielt: nur gleich und gleich gesellt sich. Jetzt hebt ein günstigeres Los den Wankelmütigen weit über dich empor. Ach! nun verschmäht er die reinsten Triebe im dürftigen Gewand, da Prunk und Pracht und Reichtum wieder um ihn braust, und buhlt, wer weiß um welche stolze Schöne, die ihn verstieß, als er im Staube lag, und mit Sirenenruf nun wieder zu sich lockt. Vielleicht hat ihn des Schmeichlers Stimme von dir abgewendet, der zu ihm mit verführerischen Worten sprach: Dir blüht der Garten Gottes

in deiner Vaterstadt, Freund, du hast jetzt die Wahl von allen Mädchen, darum wähle mit Verstand, nicht mit den Augen nur. Es gibt der Mädchen viel und viel der Väter, die heimlich auf dich lauern; dir weigert keiner seine Lieblingstochter. Nimm Glück und Ehre mit der Schönsten, auch Sippschaft und Vermögen hin. Die Ratsherrn-Würde kann dir nicht entgehen, wo der Gefreundschaft Stimme viel in der Stadt vermag."

Diese Eingebungen der Eifersucht beunruhigten und quälten ihr Herz unablässig, sie musterte ihre schönen Zeitgenossinnen in Bremen und maß den großen Abstand so vieler glänzenden Partien gegen sich und ihre Verhältnisse, und da fiel das Resultat nicht für sie günstig aus. Die erste Nachricht von der Glücksveränderung ihres Geliebten hatte sie im geheimen entzückt, nicht in der eigennützigen Absicht, Teilhaberin eines großen Vermögens zu werden, sondern um der guten Mutter Freude zu machen, die auf alles Erdenglück Verzicht getan, nachdem die Heirat mit dem Nachbar Hopfenkönig sich zerschlagen hatte.

Jetzt wünschte Meta, der Himmel möchte die kirchliche Fürbitte nicht erhört und den Verrichtungen des Reisenden keinen so glücklichen Erfolg verliehen, sondern ihn vielmehr bei Salz und Brot erhalten haben, welches er gern mit ihr teilen würde. Die schöne Hälfte der Menschheit ist ganz und gar nicht geschickt, ein geheimes Anliegen zu verhehlen: Mutter Brigitta merkte bald den Trübsinn ihrer Tochter und erriet auch, ohne eben eines Scharfblicks dazu benötigt zu sein, dessen Grund und Ursache vollkommen. Das Gerücht von dem wieder aufgegangenen Glücksstern ihres ehemaligen Flachsspediteurs, der jetzt als ein Muster eines ordentlichen, verständigen und tätigen Handelsmannes gepriesen wurde, war ihr eben so wenig, als die Gesinnung der holden Meta gegen ihn verborgen, und sie urteilte, wenn es mit seiner Liebe auf Ernst gemeint sei, so wäre es unnötig, so lange zu zaudern, ohne sich deutlich zu erklären. Doch zu Schonung ihrer Tochter erwähnte sie nie etwas davon, bis dieser endlich das Herz so voll war, daß sie die gute Mutter

zur Vertrauten ihres Kummers machte und ihr die wahre Ursache desselben offenbarte. Die kluge Frau erfuhr dadurch wenig mehr, als sie bereits schon wußte. Aber dieses freie Geständnis gab Gelegenheit, daß sich Mutter und Tochter gegeneinander über diese Herzensangelegenheit expektorierten. Jene machte dieser diesfalls keine Vorwürfe weiter, sie glaubte, zu geschehenen Dingen müsse man das Beste reden; sie wendete vielmehr alle ihre Beredsamkeit an, die Niedergeschlagene zu trösten und anzumahnen, fehlgeschlagene Hoffnung mit standhaftem Mute zu ertragen.

In dieser Absicht buchstabierte sie ihr das sehr vernünftige moralische a-b-ab vor: Kind, du hast a gesagt, sprach sie, nun mußt du auch b sagen; du hast dein Glück verschmäht, da es dich suchte, nun mußt du dich auch drein ergeben, wenn es dir nicht wieder begegnet. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß die zuversichtlichste Hoffnung am ersten trügt. Darum folge meinem Beispiel, entsage der schönen Gleisnerin, so wird sie deine Zufriedenheit nicht stören. Rechne nicht auf eine Ver-

besserung deines Schicksals, so wirst du dich mit deinem Zustande begnügen. Ehre die Spindel, die dich nährt, was kümmern dich Glück und Reichtum, wenn du ihrer entraten kannst? Auf diese herzige Oration folgte eine rauschende Symphonie der Schnappweise und des Spinnrades, um die durch das Gespräch verlorene Zeit wieder beizubringen. Mutter Brigitta philosophierte in der Tat aus dem Herzen heraus: sie hatte den Plan ihres Lebens, nachdem sich die Anlage zu Wiederherstellung ihres ehemaligen Wohlstandes verschoben hatte, so vereinfacht, daß das Schicksal darin nichts mehr verwirren konnte; aber Meta war noch weit von diesem philosophischen Ruhepunkte entfernt. Daher wirkten diese Lehre, Vermahnung und Trost ganz anders, als sie gemeint waren: die gewissenhafte Tochter betrachtete sich jetzt als die Zerstörerin der süßen mütterlichen Hoffnung und machte sich tausend Vorwürfe deswegen. Ob sie gleich den mütterlichen Heiratsplan nie adoptiert und nur auf Salz und Brot in der zukünftigen Ehe gerechnet hatte, so waren ihre Küchen-

projekte, nachdem sie von der wieder aufblühenden Handlung und dem Reichtum ihres Herzgespiels Kundschaft erhalten hatte, schon auf sechs Schüsseln gestiegen, und es war für sie ein entzückender Gedanke, durch ihre Wahl den Wunsch der guten Mutter dennoch zu realisieren und sie wieder in den ehemaligen Wohlstand versetzt zu sehen.

Dieser schöne Traum verschwand nun allgemach, da Franz nichts mehr von sich hören ließ; dazu kam noch eine Sage, die in der ganzen Stadt umlief, er lasse sein Haus zu seiner bevorstehenden Vermählung mit einer reichen Antwerperin aufs herrlichste ausschmücken und die Braut sei schon im Anzuge. Diese Hiobspost brachte das liebevolle Mädchen ganz aus der Fassung: sie sprach von Stund an dem Abtrünnigen das Verbannungsurteil aus ihrem Herzen, gelobte sich, nicht mehr an ihn zu gedenken und netzte dabei den ausgezogenen Faden mit Tränen. In einer der schwermutsvollen Stunden, wo sie dies Gelübde brach und wider Willen an den Treulosen dachte, — denn sie hatte eben einen ange-

legten Rock abgesponnen und von der Mutter war ihr ehemals ein Sprüchlein gelehrt, zu Fleiß und Arbeit sie zu ermuntern, das lautete:

Spinn, Töchterlein, spinn,
der Freier sitzt drin!

An dieses Sprüchlein dachte sie, so oft sie einen Rocken aufgesponnen hatte, und dabei mußte ihr notwendig der Wankelmütige einfallen — in einer solchen schwermutsvollen Stunde pochte ein Finger gar zierlich an die Tür. Mutter Brigitta sah hinaus, da stand der Freier davor. — Und wer wars? — Wer anders, als Freund Franz aus dem engen Gäßchen? Er hatte sich mit einem prächtigen Feierkleide herausgeputzt und seine wohlgekämmten lichtbraunen Locken dufteten Wohlgeruch. Dieser stattliche Aufzug ominierte allerdings eine andere Absicht, als ein Flachsnegoz; Mutter Brigitta bestürzte, sie wollte reden, aber die Worte versagten ihr. Meta erhob sich beklommen vom Sessel, glühte wie eine Purpurrose und schwieg. Franz aber war der Sprache mächtig, legte dem zärtlichen Adagio, das er ihr ehemals vorlauteniert

hatte, nun einen schicklichen Text unter und erklärte ihr seine stumme Liebe mit deutlichen Worten. Hierauf tat er um sie bei der Mutter feierliche Anwerbung und legitimierte sich dadurch, daß die Zubereitungen in seinem Haus zum Empfange einer Braut auf die reizvolle Meta wären gemeint gewesen.

Die umständliche Frau wollte, nachdem sie ihre Sensationen wieder ins Gleichgewicht gestellt hatte, den Antrag nach Gewohnheit in achttägige Überlegung ziehen, ob ihr gleich die Freudentränen über die Wangen rollten, die auf kein Hindernis ihrerseits, sondern vielmehr auf beifällige Resolution deuteten. Franz war aber so dringend in seinem Gewerbe, daß sie zwischen dem mütterlichen Kostum und dem Verlangen des Freiwerbers einen Mittelweg suchte und die holde Meta bevollmächtigte, das Decisum in der Sache nach ihrem Gutbefinden zu fällen. In dem jungfräulichen Herzen hatte sich seit Franzens Eintritt ins Zimmer eine merkliche Revolution ereignet. Seine Erscheinung war der redendste Beweis seiner Unschuld, und da sich während

der Unterredung deutlich ergab, daß der scheinbare Kaltsinn nichts anderes als Eifer und Betriebsamkeit gewesen war, teils Handelsgeschäfte in Gang zu bringen, teils das Nötige zur bevorstehenden Eheverbindung zu veranstalten: so lag der geheimen Wiederaussöhnung kein Stein des Anstoßes im Wege. Sie verfuhr mit dem Verbannten wie Mutter Brigitta mit der außer Aktivität gesetzten Spinngerätschaft, oder der erstgeborene Sohn der Kirche mit einem exilierten Parlement, berief ihn mit Ehren in ihr hochklopfendes Herz zurück und verlieh ihm darin alle vormalige Gerechtsame. Das entscheidende bilitteralische Wörtlein, das das Glück der Liebe bestätigt, gleitete mit unaussprechlicher Anmut von ihren sanften Lippen, daß der erhörte Liebhaber sich nicht enthalten konnte, solches mit einem feurigen Kusse aufzufangen.

Das zärtliche Paar hatte nun Zeit und Gelegenheit, alle Hieroglyphen ihrer geheimnisvollen Liebe zu entziffern und zu pharaphrasieren, welches die angenehmste Unterhaltung gab, die jemals zwei Liebende mit einander ge-

pflogen haben. Sie fanden, was sich unsere Exegeten wünschen sollten, daß sie den Grundtext immer richtig verstanden und interpretiert hatten, ohne jemals den wahren Sinn ihrer wechselseitigen Unterhandlungen zu verfehlen. Es kostete dem entzückten Bräutigam beinahe ebensoviel Überwindung, sich von der reizenden Braut zu scheiden, als an dem Tage, da er seinen Kreuzzug nach Antwerpen antrat. Er hatte aber noch einen notwendigen Gang zu tun, den er in Person zu verrichten sich nicht entbrechen wollte, daher wurde es endlich Zeit, sich zu beurlauben.

Dieser Gang war auf die Weserbrücke gerichtet zum Freund Stelzfuß, der ihm noch unvergessen war, ob er gleich lange verzogen hatte, demselben Wort zu halten. So scharf der spähende Graukopf seit der Entrevue mit dem freigebigen Pflastertreter alle Passanten aufs physiognomische Korn genommen hatte, so wenig konnte er seiner doch wieder ansichtig werden, ob er ihm gleich einen anderweiten Besuch verheißen hatte. Seine Gestalt war ihm indessen noch nicht aus dem Ge-

dächtnis verschwunden. So bald er den schöngeputzten Mann von ferne erblickte, kam er auf ihn zu und bewillkommte ihn freundlich. Franz erwiderte des Alten Gruß und sprach: Freund, kannst du mit mir wohl einen Gang in die Neustadt tun, um ein Gewerbe auszurichten? Deine Mühe soll nicht unvergolten bleiben. — Warum das nicht? antwortete der Altvater, ob ich gleich ein hölzern Bein habe, so kann ich doch damit so rüstig schreiten als der lahme Zwerg, der die Stadtflur umkrochen hat*): denn der hölzerne Fuß, sollt ihr wissen, hat die Eigenschaft, daß er niemals ermüdet. Aber verzieht noch kurze Zeit, bis das Grauröcklein vorüber ist, das zwischen Tag und Nacht nicht verfehlt, über die Brücke zu wandeln. — Was ist's mit dem Grauröcklein? frug Franz, laß mich wissen, welche Beschaffenheit es damit habe. — Das Grauröcklein

*) Laut einer alten Sage verhieß eine benachbarte Gräfin den Bremern scherzweise so viel Land zu schenken, als ein Krüppel, der sie eben um ein Almosen bat, in einem Tage würde umkriechen können. Man hielt sie beim Wort, und der Krüppel kroch so gut, daß die Stadt die große Bürgerweide dadurch bekam.

bringt mir täglich einen Silbergroschen um die Abendzeit, weiß nicht von wannen. Es frommt auch nicht, jedem Dinge viel nachzugrübeln, darum laß ichs bleiben. Fällt mir bisweilen ein, das Grauröcklein sei gar der Teufel, der meine Seele mit dem Geld erkaufen wolle. Doch sei er's, oder sei er's nicht, was kümmert's mich? Ich bin den Kauf nicht eingegangen, so kann er auch nicht gelten. — Ich denke wohl, sprach Franz mit lachendem Munde, dem Grauröcklein läuft der Schalk hinterdrein. Folge du mir, der Silbergroschen soll dir drum nicht fehlen.

Der Stelzfuß machte sich auf, hinkte seinem Geleitsmanne nach, und dieser führte ihn straßauf, straßab in eine entlegene Gegend der Stadt nahe am Walle, blieb vor einem kleinen neuerbauten Hause stehen und klopfte an die Tür. Da solche aufgetan wurde, sprach er: Freund, du hast mir einen heiteren Abend im Leben gemacht, es ist billig, daß ich dir den Abend deines Lebens auch heiter mache. Dieses Haus, mit allem Zubehör und dem Garten, worauf es steht, ist dein Eigentum;

Küche und Keller ist gefüllt, ein Aufwärter bestellt, dein zu pflegen, und den Silbergroschen obendrein wirst du jeden Mittag unter deinem Teller finden. Es soll dir daneben unverhalten bleiben, daß das Grauröcklein mein Diener ist, den ich sandte, dir täglich ein ehrliches Almosen zu reichen, bis ich diese Wohnung für dich zubereiten ließ. Willst du, so magst du mich für deinen guten Engel halten, weils dein Schutzengel dir nicht zu Danke gemacht hat.

Er führte den Alten darauf in seine Wohnung ein, wo der Tisch bereitet und alles zu seiner Bequemlichkeit und Leibespflege angeordnet war. Der Graukopf war von seinem Glück so überrascht, daß er es nicht fassen konnte. Es war ihm unbegreiflich, wie ein Reicher des Armen sich also erbarmen sollte, und es fehlte wenig, daß er nicht die ganze Begebenheit für Blendwerk hielt; Franz aber benahm ihm allen Zweifel. Ein Strom dankbarer Zähren floß von des Greises Angesicht, und sein Wohltäter begnügte sich daran, ohne abzuwarten, daß sich dieser von seiner Be-

stürzung erholte, um ihn mit Worten zu danken, schwand nach dieser ausgerichteten Engelbotschaft dem Altvater aus den Augen, wie die Engel pflegen, und überließ ihm, die Sache zu reimen wie er konnte.

Am folgenden Morgen war es in der Wohnung der lieblichen Braut wie Jahrmarkt. Franz schickte Kaufleute, Juwelier, Putzmacherinnen, Spitzenhändler, Schneider, Schuster und Näherinnen zu ihr, teils allerlei Waren, teils ihre guten Dienste ihr anzubieten. Sie brachte den ganzen Tag damit zu, Stoffe, Spitzen und andere Erfordernisse zum Brautstaat auszuwählen und sich das Maß zu neuen Kleidungsstücken nehmen zu lassen. Ihr niedlicher Fuß, der schön gestaltete Arm und die schlanke Taille wurden so oft und so sorgfältig ausgemessen, als wenn ein kunstreicher Bildner das Modell zu einer Liebesgöttin von ihr hätte nehmen sollen. Der Bräutigam ging indessen, das Aufgebot zu bestellen, und ehe drei Wochen verliefen, führte er die Braut zum Altar mit einer Feierlichkeit, die das glänzende Hochzeits-

gepränge des reichen Hopfenkönigs verdunkelte. Mutter Brigitta genoß die Wonne, der tugendsamen Meta den Brautkranz aufzuschmücken, erreichte den Wunsch vollkommen, ihren Weibersommer bei gutem Wohlstand zu verleben, und sie verdiente diese Zufriedenheit als eine Belohnung um einer lobenswürdigen Eigenschaft willen, die sie besaß: sie war die leidlichste Schwiegermutter, die jemals ist erfunden worden.

Ulrich mit dem Bühel.

Nahe beim Fichtelberg an der böhmischen Grenze lebte zu Kaiser Heinrich des vierten Zeiten ein wackerer Kriegsmann mit Namen Egger Genebald auf seinem Lehn, das ihm für den wälschen Heerzug zu Teil ward, hatte im Dienst des Kaisers viel Städte und Flecken geplündert und großes Gut erbeutet, davon er drei Raubschlösser erbaute in einem düsteren Walde; Klausenburg auf der Höhe, Gottendorf im Tal und Salenstein am Flusse. In diesen Schlössern zog er mit vielen Reisigen und Knechten aus und ein, mochte sich des Raubens und Plünderns nicht entwöhnen und übte das Faust- und Kolbenrecht wo er konnte. Oft überfiel er mit seinen Gewappneten aus einem Hinterhalte die Kaufleute und Reisenden, Christen oder Juden, das galt ihm gleich, wenn er ihrer nur mächtig zu werden vermeinte; oft brach er eine liederliche Ursache vom Zaun, seine Nachbarn zu

befehden. Ob es ihm gleich vergönnt war, in den Armen einer liebenswürdigen Gemahlin zu rasten, um nach dem Ungemach des Krieges das Glück der Liebe zu schmecken, so hielt er doch die Ruhe für Weichlichkeit; denn nach der Denkungsart seines ehernen Zeitalters waren Schwert und Speer in der Hand des deutschen Adels, was Spaten und Sense in der Hand des friedliebenden Landmannes sind, die Werkzeuge eines ehrlichen Gewerbes. Und traun! Der Ritter nährte sich seines anmaßlichen Berufs unverdrossen.

Da er aber mit diesem Unfug allen seinen Grenznachbarn Überlast machte und keiner sein Eigentum vor ihm sichern konnte, beschlossen sie einen Rat über ihn und verschworen sich, Gut und Blut daran zu setzen, den räuberischen Weih aus dem Neste zu vertreiben und seine Vesten zu zerstören. Sie sandten ihm einen Fehde- und Absagebrief, rüsteten ihre Mannschaft und belagerten, auf einen Tag, seine drei Schlösser, da er im freien Felde gegen die Verbündeten nicht bestehen konnte. Hugo von Kotzau zog mit

seinem Volk vor Klausenburg auf der Höhe; der Ritter Rudolph von Rabenstein lagerte sich vor Gottendorf im Tal, und Ulrich Spareck, der Tummler genannt, legte sich mit seinen Bogenschützen vor Salenstein am Flusse.

Als Egger Genebald von allen Seiten sich beängstigt sah und hart bedrängt wurde, faßte er den Anschlag, mit dem Schwerte sich freie Bahn durch die feindlichen Haufen zu machen und ins Gebirge zu fliehen. Er sammelte sein Volk um sich her, und nachdem er die Kriegsleute angemahnt hatte, sich hurtig zu halten, um entweder zu siegen oder zu sterben, setzte er seine Gemahlin, die sich der Entbindung versah, auf ein wohlzugerittenes Roß und bestellte einen seiner Leibdiener zu ihrer Aufwartung. Ehe aber noch die Zugbrücke niedergelassen und das eiserne Tor aufgetan wurde, rief er ihn beiseite und sprach: Hüte meines Weibes im Nachzug als deines Augapfels, so lange mein Panier weht und der Federbusch auf meinem Helm empor steht; sofern ich aber erliege im Streit, so wende dich nach dem Walde und verbirg sie daselbst

in der Felsenkluft, die dir wohl bekannt ist. Dort erwürge sie in der Nacht mit dem Schwert, daß sie nicht weiß, wie ihr geschieht. All mein Gedächtnis soll vertilgt werden auf Erden, daß mein ehelich Gemahl oder die Frucht ihres Leibes nicht der Spott meiner Feinde werde. Nachdem er dieses gesagt hatte, tat er einen mutigen Ausfall aus dem Schlosse, also daß die Feinde in großen Schrecken gerieten und sich schon nach der Flucht umsahen. Da sie aber das geringe Häuflein gewahr wurden, das sich ermächtigte, gegen ein ganzes Heer zu streiten, schöpften sie frischen Mut, stritten als männliche Helden, umringten die feindliche Schaar, erschlugen den Ritter samt seinen Knechten, daß nicht einer davon kam, außer dem Leibdiener, der im Getümmel des Kampfes die edle Frau davonführte und sie in die Waldhöhle verbarg.

Als sie hineintrat, benahm ihr Kummer und Angst den Odem, daß ihr eine Ohnmacht zuzog und sie sichtlich dahinstarb. Da gedachte der Diener an das Wort seines Herrn, wollte schon das Schwert zücken und seiner

holden Gebieterin das Herz damit durchbohren. Doch jammerte ihn des schönen Weibes, und sein Herz wurde in heißer Liebe gegen sie entzündet. Wie sie wieder zur Besonnenheit kam, beweinte sie mit einem Strom von Zähren ihr Unglück und den Tod ihres Gemahls, rang die Hände und wimmerte laut. Da trat der Versucher zu ihr und sprach: Edle Frau, so ihr wüßtet, was euer Gemahl über euch beschlossen hat, so würdet ihr euch nicht so traurig gebärden. Er gab mir Befehl, euch in dieser Höhle zu ermorden, aber eure schönen Augen haben mir verwehrt, ihm zu gehorchen. So ihr mich nun hören wollt, weiß ich guten Rat für mich und euch. Vergeßt, daß ihr meine Gebieterin waret: das Geschick hat uns jetzt gleich gemacht. Zieht mit mir gen Bamberg in meine Heimat, dort will ich euch zu meiner Hausfrau nehmen, euch ehrlich halten und auch des Kindleins, das ihr unterm Herzen tragt, als des meinen pflegen. Entsagt dem Stande, worin ihr geboren wart: Hab und Gut ist dahin; die Feinde eures Herrn würden nur stolzen Spott

mit euch treiben, so ihr in ihre Hände fielet, und was wolltet ihr, als eine verlassene, trostlose Witwe, ohne mich beginnen?

Der edlen Frau stieg das Haar zu Berge, und ein Totenschauer lief ihr längs dem Rücken herab, über dem was sie zu hören bekam. Sie entsetzte sich eben so sehr über den grausamen Befehl ihres Gemahls als über die Vermessenheit des Dieners, der sich erfrechte, ihr seine unwürdige Liebe zu erklären. Gleichwohl stand ihr Leben jetzt in der Hand eines Knechtes, der seines Herrn Willen tat und seiner Pflicht Genüge zu leisten vermeinte, wenn er sie dessen beraubte. Sie wußte keinen anderen Rat, als ihren Schergen und deklarierten Liebhaber bei Gutem zu erhalten. Darum tat sie sich Gewalt an, eine verschämte falschfreundliche Miene anzunehmen und sprach: Loser Schalk, hast du mir das Geheimnis meines Herzens aus den Augen gelesen, daß du weißt, nach welchem Buhlen es verlangt? — Ach! du weckst den Funken zu lodernder Flamme auf, der unter der Asche meines zerstörten Glückes für dich glimmt! —

Aber laß mich jetzt im Winkel meinem erschlagenen Gemahl ein Tränlein weinen, morgen alles Unglück vergessen und mein Schicksal mit dir teilen.

Der verliebte Diener, der sich eines so leichten Sieges bei der schönen Frau nicht versehen hatte, war vor Freuden außer sich, da er hörte, daß sie ihm mit heimlicher Liebe bereits zugetan sei, er umfaßte ihre Knie, sich der großen Gunst zu bedanken, und überließ sie ungestört ihrer stillen Traurigkeit. Er bereitete ihr ein Lager von Moos und legte sich zu ihrer Hut quer vor den Eingang der Höhle. Der schönen Witwe kam kein Schlaf in die Augen, wiewohl sie sich stellte, als ob sie sanft schlummerte. Sobald sie den frechen Wicht schnarchen hörte, sprang sie hurtig von dem Lager auf, zog gemachsam sein Schwert aus der Scheide, schnitt ihm flugs damit die Gurgel und zugleich den schönsten Traum seines Lebens entzwei. Er hatte kaum zu ihren Füßen die Seele ausgezappelt, so schritt sie hurtig über den Leichnam aus der Höhle und irrte durch den düstern

Wald, ohne zu wissen, wo sie der Zufall hinführen würde. Sie vermied sorgfältig das freie Feld, und wenn sich etwas regte oder wenn sie in der Ferne Menschen erblickte, verbarg sie sich tief ins Gebüsch.

Drei Tage und drei Nächte war sie also in großer Betrübnis herumgeirrt, ohne etwas anders zur Erquickung zu genießen als einige Walderdbeeren, und war sehr ermattet. Ach! da vermerkte sie, daß die Zeit herannahe, daß sie gebären solle. Sie setzte sich unter einen Baum, fing bitterlich an zu weinen und über ihren Zustand laut zu wehklagen. Da stand unversehens ein altes Mütterlein vor ihr, als wenn sie aus der Erde herausgewachsen wär, die tat ihren Mund auf und frug: Edle Frau, was weint ihr, und womit steht euch zu helfen? Die Bekümmerte empfand großen Trost, daß sie eine menschliche Stimme vernahm. Als sie aber aufschaute und ein häßliches, altes Weib mit zitterndem Haupte, auf einen hainbüchenen Stab gelehnt, neben sich erblickte, die selbst Hülfe zu bedürfen schien, und unter ihren roten Augen ein leder-

farbenes Wackelkinn ihr entgegenstreckte, mißbehagte ihr der Anblick so sehr, daß sie das Angesicht von ihr wandte und mutlos antwortete: Mutter, was begehrst du mein Leiden zu erfahren, es steht doch nicht in deiner Macht, mir Hülfe zu leisten. Wer weiß, versetzte die Alte, ob ich euch nicht helfen kann, offenbart mir euren Kummer. Du siehst, sprach die Witwe, wie es mit mir ist, die Zeit meiner Entbindung naht heran, und ich irre in diesem wilden Gebirge einsam und verlassen. Wenn dem also ist, erwiderte die Alte, so findet ihr bei mir freilich schlechten Trost: ich bin eine Jungfrau meines Zeugnisses, weiß um die Notdurft kreisender Weiber keinen Bescheid, habe mich nie darum gekümmert, wie der Mensch in die Welt eingeht, sondern nur, wie ich mit Ehren herausgehen mag. Folgt mir indeß in mein Haus, daß ich euch pflege, so viel ich kann.

Die hülflose Frau nahm den guten Willen für die Tat an und gelangte unter der Geleitschaft der Oberältesten ihrer jungfräulichen Zeitgenossenschaft in einer dürftigen Hütte

an, wo sie etwas weniger Bequemlichkeit fand, als unter freiem Himmel. Doch genaß sie unter dem Beistande der Sibylle glücklich eines Töchterleins, welches die Mutter selbst nottaufte und es der keuschen Wirtin zu Ehren Lukrezia nannte. Ungeachtet dieser Politesse mußte die Wöchnerin doch mit so frugaler Kost vorlieb nehmen, daß die strenge Diät, welche eigensinnige Ärzte den Kindbetterinnen zu verordnen pflegen, sardanapalische Mahlzeiten dagegen genannt zu werden verdienen. Sie lebte bloß von Kräutersuppen, die ohne Salz und Schmalz gekocht waren, und dabei wurde ihr von dem zähen Mütterlein das schwarze Brot so kümmerlich zugeschnitten, als wenn es Marzipan gewesen wäre. Dieser Fastenspeisen wurde die Wöchnerin, die sich wohlauf befand und, nachdem die Milchschauer vorüber waren, große Eßlust verspürte, bald überdrüssig, sie sehnte sich nach einem nahrhaften Fleischgericht oder wenigstens nach einem Eierkuchen, und der letztere Wunsch schien ihr nicht unerreichbar: denn sie hörte jeden Tag in der Morgenstunde eine Henne

gackern, die ihr frisch gelegtes Ei laut rezensierte.

Die ersten neun Tage unterwarf sie sich jedoch der mageren Kost ihrer Pflegerin standhaft; nachher gab sie ihr aber das Verlangen nach einer kräftigen Hühnerbrühe nicht undeutlich zu verstehen, und da die Alte wenig darauf achtete, erklärte sie sich mit deutlichen Worten. Gutes Weib, sprach sie, deine Suppen sind so rauh und streng und das Brot so hart, daß mir der Gaumen davon wund ist. Bereite mir ein Süpplein, das glatt eingehe und wohl gefettet sei, ich will dirs lohnen. Es schreit ein Huhn in deinem Hause, das schlachte und richte mir es zu, daß ich durch eine gute Mahlzeit neue Kräfte zum Abzug mit meinem Kindlein gewinne. Siehe diese Perlenschnur, die ich um den Hals trage, will ich dafür mit dir teilen, wenn ich weiter ziehe. Edle Frau, antwortete die zahnlose Wirtschafterin, es steht euch nicht zu, meine Küche zu meistern, das verträgt keine Hausfrau von einer Fremden. Ich weiß wohl eine Suppe zu kochen und sie niedlich und

schmackhaft zu bereiten; hab auch, wie mich bedünken will, die Kochkunst länger getrieben als ihr. Meine Suppen sind ohne Tadel und schlagen auf die Milch, was verlangt ihr mehr? Von meinem Hühnlein sollt ihr nichts schmecken, das ist meine Gespielin und Hausgenossin in dieser Einöde, schläft mit mir in der Kammer und ißt mit mir aus der Schüssel. Behaltet eure Perlenschnur, ich begehre keinen Teil daran, oder Lohn und Gewinn für eure Pflege. Die Kindbetterin sah wohl, daß ihre Wirtin Küchenkritiken nicht liebte, sie schwieg und aß, um sie wieder zufrieden zu stellen, über Vermögen von der Kräutersuppe, die ihr diese eben auftrug.

Des folgenden Tages nahm die Alte einen Handkorb am Arm und den hainbüchenen Stab in die Hand und sprach: das Brot ist aufgezehrt bis auf dies Ränftlein, das ich mit euch teile, ich gehe zum Bäcker, neuen Vorrat zu kaufen. Wahret indessen das Haus, pflegt mein Hühnlein und hütet euch, es abzuschlachten. Die Eier sind euch vergönnt, wenn ihr sie suchen wollt, es pflegt sie gern

zu vertragen. Harret meiner Wiederkehr sieben Tage, das nächste Dorf liegt nur eines Feldwegs von hier, für mich sind es aber drei Tagereisen. Wenn ich in sieben Tagen nicht wiederkomme, so seht ihr mich nimmer. Mit diesen Worten trippelte sie fort, doch bei ihrem Schneckengange war sie in der Mittagsstunde noch keinen Bogenschuß von der Hütte, und in der Abenddämmerung verlor ihre nachschauende Kostgängerin sie erst aus den Augen.

Jetzt führte diese das Küchenregiment und spähte fleißig nach einem Ei von dem Leghuhn; sie durchsuchte alle Winkel des Hauses, auch alle Gebüsche und Hecken rings umher, das trieb sie so sieben Tage lang, ohne eins zu finden. Sie harrte hierauf einen Tag und noch einen auf die Alte; da diese aber nicht zum Vorschein kam, verzieh sie sich ihrer Wiederkehr. Die Lebensmittel waren aufgezehrt, darum setzte sie den dritten Tag zum peremtorischen Termin, wo sie, im Nichterscheinungsfall der Alten, sich ihrer liegenden und fahrenden Habe als eines verlassenen

Gutes anzumaßen vornahm. An dem Huhn, das die Eier vertrug, sollte das Eigentumsrecht vorerst ausgeübt werden, welches ohne Gnade zum Topfe verurteilt war. Die neue Besitznehmerin hatte es schon vorläufig in engen Gewahrsam gebracht und unter einen Korb gesperrt. Am frühen Morgen des folgenden Tages schärfte sie ein Messer, das Huhn damit zu schlachten, denn es sollte zur Valetmahlzeit dienen, und setzte Wasser zum Kochen auf den Herd. Indem sie mit diesen Küchenanstalten geschäftig war, verkündigte das eingesperrte Huhn mit großem Geschrei ein frischgelegtes Ei, welches als ein Zuwachs der Verlassenschaft der Erbnehmerin sehr willkommen war. Sie gedachte dadurch ein Frühstück obendrein zu erhalten, ging alsbald es zu holen und fand es unter dem Korbe. Ihr Appetit war so lebhaft, daß sie das Abschlachten versparte, bis sie würde das Ei verzehrt haben. Sie sott es hart; aber da sie es aus dem Topfe nahm, war es so schwer wie Blei, und nachdem sie die Schale geöffnet hatte, fand sie nichts Eßbares darin,

sondern zu ihrer großen Verwunderung war die Dotter von gediegenem Golde.

Vor Freuden über diesen Fund war ihr alle Eßlust verschwunden, ihre einzige Sorge ging nun dahin, das wunderbare Huhn zu füttern, es zu liebkosen und an sich zu gewöhnen. Sie dankte es dem Glücke, daß sie die herrliche Eigenschaft desselben noch zu rechter Zeit entdeckt hatte, ehe der Kochtopf die köstliche Eierfabrik zerstörte. Das alchymische Huhn brachte ihr auch eine ganz andere Meinung von dem alten Mütterlein bei, als sie vorher von ihr gehegt hatte. Bei der ersten Bekanntschaft nahm sie das Weib für eine abgelebte Bäuerin, und als sie ihre ungesalzenen Kräutersuppen versucht hatte, hielt sie dieselbe für eine Bettlerin. Nach der gemachten Entdeckung aber war sie ungewiß, ob sie eine wohltätige Fee, die aus Mitleid ihr ein reichliches Almosen verliehen, oder eine Zauberin, die sie durch Blendwerk äffte, aus ihr machen sollte. So viel ergab sich aus allen Umständen, daß etwas Übernatürliches hier mit im Spiele war, daher gebot die

Klugheit der bedachtsamen Frau, bei ihrem Abzuge aus der Wildnis des Fichtelbergs nicht so rasch zu Werke zu gehen, sondern ihr Vorhaben reiflich zu überlegen, um eine unsichtbare Macht, die ihr wohlzuwollen schien, nicht zu erzürnen. Sie war lange unschlüssig, ob sie sich das wunderbare Huhn zueignen und mit sich nehmen, oder solchem die Freiheit wieder schenken sollte. Die Eier hatte ihr die Alte zugestanden, und in drei Tagen war sie die Besitzerin von drei goldenen Eiern; aber was das Leghuhn betraf, war sie zweifelhaft, ob sie einen Diebstahl begehen würde, wenn sie es mit davon nähm, oder ob sie es als eine stillschweigende Schenkung ansehen sollte. Eigennutz und Bedenklichkeit erhoben einen ungleichen Wettstreit gegeneinander, worin, wie gewöhnlich, der erste die Oberhand behielt. Also blieb es bei der Adjudikation des Nachlasses der Alten, die reisefertige Dame setzte das Huhn in eine Hühnersteige, band ihr Kindlein in ein Tuch nach Zigeunerbrauch auf den Rücken, und so verließ das Kleeblatt der Einwohner das

kleine einsame Haus in der Wüste, in welchem nun, außer einem Heimchen, das darin zirpte, kein Hauch des Lebens mehr übrig war.

Die sorgsame Emigrantin nahm ihren Weg gerade nach dem Walddorfe zu, wohin die Alte zu gehen vorgegeben hatte und war alle Augenblicke einer Erscheinung von ihr gewärtig, um das Huhn zurückzufordern. Kaum war sie eine Stunde gegangen, so kam sie auf einen gebahnten Weg, der gerade in das Dorf führte. Die Neugierde trieb sie, im Backhause nach dem alten Mütterlein Nachfrage zu halten, welches hier zuweilen Brot einzukaufen pflege. Allein niemand wollte etwas von ihr wissen, oder sie jemals gesehen haben. Das bewog ihre Hausgenossin, etwas von dem Aufenthalte in der Einsiedelei der Alten zu erzählen. Die Bäuerinnen verwunderten sich höchlich über diese Begebenheit, keine wußte von dem Hause im Gebirge, und nur ein wohlbetagtes Weib erinnerte sich, von ihrer Großmutter gehört zu haben, daß eine Waldfrau im Gebirge hause, die sich alle hundert Jahre einmal sehen lasse, um ein

gutes Werk auszuüben und dann wieder verschwinde. Dadurch wurde der edlen Frau das Rätsel ziemlich gelöst, sie zweifelte nicht, daß sie gerade den glücklichen Zeitpunkt getroffen habe, wo der unbekannten Bewohnerin des Fichtelberges vergönnt gewesen sei, ihre wohltätige Hand gegen sie aufzutun. Sie hielt das Huhn, welches fortfuhr, jeden Tag ein goldenes Ei zu legen, nun zweifacher Ehren wert, nicht allein um des reichen Gewinnes willen, welchen es ihr einbrachte, sondern vornehmlich als ein gutes Andenken an ihre treue Pflegerin in dem hülflosen Zustande, worin sie sich befunden hatte, und sie bedauerte nur, daß sie mit der alten Mutter nicht nähere Bekanntschaft gemacht hatte. Dadurch hätte sich die edle Frau allerdings um die wißbegierige Nachwelt ein unsterbliches Verdienst erwerben können, wenn sie ihre Wirtin ausgeforscht und von ihrer Natur und Beschaffenheit genaue Kundschaft eingezogen hätte, so wüßten wir zu sagen, ob sie eine Nonne, oder eine Elfe, eine verwünschte Prinzessin, eine weiße Frau, oder

eine Zauberin und Zunftgenossin der Circe, oder der Hexe zu Endor gewesen sei.

Ihre Gastfreundin heuerte in dem Walddorfe einen Wagen mit Ochsen bespannt*) und fuhr damit nach Bamberg, wo sie nebst dem zarten Fräulein, dem Hühnlein und einer Mandel Eier wohlbehalten anlangte und sich daselbst häuslich niederließ. Anfangs lebte sie daselbst sehr eingezogen und ließ ihr einziges Geschäft die Erziehung ihres Töchterleins und die Pflege des wundersamen Leghuhns sein. Als sich aber mit der Zeit der Eiersegen mehrte, kaufte sie viel Ländereien und Weinberge, auch Landgüter und Schlösser, und lebte als eine reiche Frau von ihren Renten, tat den Armen Gutes und bedachte die Klöster. Wodurch der Ruf ihrer Frömmigkeit und ihres großen Vermögens sich so ausbreitete,

*) Die Ochsenfuhren waren in Deutschland vor Zeiten nichts ungewöhnliches, selbst Fürsten bedienten sich ihrer. Als Kaiser Maximilian der erste einstmals durch Franken zog, wurden auf einer Station anstatt der Pferde vier Joch Ochsen vor seinen Wagen gespannt, welches er sich gefallen ließ und scherzweise zu seinen Hofdienern sagte: Seht, da fährt das römische Reich mit Ochsen um.

daß sie die Aufmerksamkeit des Bischofs auf sich zog, der ihr wohlwollte und ihr viel Achtung und Freundschaft bewies. Fräulein Lukrezia wuchs heran und wurde wegen ihrer Sittsamkeit und Schönheit von Klerus und Laien bewundert, und den geistlichen Herren dienten ihre Reize nicht minder zur angenehmen Augenweide, als den fleischlichen*).

Um diese Zeit berief der Kaiser einen Reichstag nach Bamberg**). Durch so viele Hofhaltungen der Prälaten und Fürsten wurde die Stadt also eingeengt, daß die Mutter nebst ihrer Tochter, um dem Getümmel auszuweichen, auf eines ihrer Landhäuser sich begab. Der wohlwollende Bischof aber machte

*) Der entgegengesetzte Begriff von geistlich ist weltlich und auch fleischlich. Aus Urkunde der Sprache oder Übereilung verwechselte eine junge Ausländerin beide Ausdrücke. Wer ist der Schwarzrock? frug sie beim Eintritt zweier Herren in eine Gesellschaft. Ihr wurde geantwortet: ein geistlicher Herr. So ist, erwiderte sie, der Blaurock wohl ein fleischlicher? Der Sprachfehler wurde belacht, aber doch eingestanden, der Ausdruck sei passend und verdiene in Umlauf zu kommen. Er paßt aber gewöhnlich für Schwarzrock und Blaurock zugleich.

**) Im Jahre 1057.

bei Gelegenheit der Kaiserin von dem Fräulein eine so vorteilhafte Schilderung, daß sie Verlangen trug, diese junge Schönheit an Hof unter ihr Frauenzimmer aufzunehmen. Kaiser Heinrichs Hofhaltung stand nicht in dem Geruch, daß sie eine Schule strenger Zucht und Tugend sei*), daher sträubte sich die sorgsame Mutter gegen dieses Vorhaben, so viel sie konnte, und bedankte sich dieser der Tochter zugedachten Ehre. Die Kaiserin bestand gleichwohl auf ihrem Sinn, und des Bischofs Ansehen vermochte so viel über die bedenkliche Frau, daß sie endlich einwilligte. Die keusche Lukrezia erschien bei Hofe und wurde als eine üppige Hofdame aufgeschmückt, bekam das Nadelkästlein der Kaiserin in Verwahrung und trug, nebst anderen Jungfrauen von edler Geburt, ihr an Hoffesten die Schleppe nach. Aller Augen warteten auf

*) Das beweisen die Gravamina der sächsischen Stände, die sich durch eine feierliche Gesandtschaft nach Hofe gelangen ließen, welche darauf antragen mußte, der Kaiser möchte die Konkubinen wegschaffen, sich an einer Gemahlin begnügen und ein unbescholtener Leben führen.

sie, wenn die Kaiserin hervorging, denn nach dem einmütigen Geständnisse der Höflinge war sie die Grazie unter den Nymphen des kaiserlichen Gefolges.

Bei Hof ist jeder Tag ein Fest. Dieser Taumel von abwechselnden Vergnügen, die an die Stelle der einförmigen Lebensart unter mütterlicher Aufsicht traten, erfüllten ihre Seele mit unaussprechbarem Wonnegefühl, sie glaubte, wo nicht in den Schoß der Seligkeit, dennoch in den Vorhof desselben, den empyreischen Himmel, versetzt zu sein. Zum Nadelgelde hatte ihr, außer dem Gehalt vom Hofe, die gutmütige Mutter noch ein Schock Eier von dem magischen Huhn ausgesetzt. Daher fehlte es ihr nicht, sich jeden Wunsch des Herzens gewähren zu können, der für junge Schönen denkbar ist, welche Amors Pfeil noch nicht verwundet hat, und die das höchste Ideal ihrer Glückseligkeit mit kindischem Ergötzen in dem Flitterglanze des Putzes suchen, den sie nicht um einen Heiligenschein vertauschen würden. Sie tat es an Kleiderpracht allen Jungfrauen ihrer Gebieterin zuvor,

die sie zwar heimlich darum neideten und ins Angesicht ihren feinen Geschmack lobten, ihr nach Hofes Sitte freundlich liebkosten und allen Verdruß und Unwillen tief ins Herz verschlossen: denn die Kaiserin war ihr mit Huld und Gunsten beigetan. Die Grafen und Herren schmeichelten und liebkosten ihr nicht minder, doch ohne alle Gleisnerei, jedes Wort kam aus dem Herzen: Frauenlob ist glatt wie Öl in der Männer Munde, aber wie Essig scharf und beizend auf der weiblichen Zunge.

Da ihr unaufhörlich des Hofes süßer Weirauch duftete, wäre es in Wahrheit ein größeres Wunder gewesen, als ein güldenes Hühnerei, wenn die helle Politur ihrer reinen weiblichen Seele von dem Roste der Eitelkeit nicht wäre angefressen worden. Die süße Näscherei verwöhnte sie zum immerwährenden Verlangen, sich was Schönes vorsagen zu lassen, und sie forderte, als eine ihr zugehörige Gerechtsame das Geständnis, sie sei die schönste aller Jungfrauen am Hofe. Diese schmeichelnde Idee wurde bald Mutter und gebar die buhlerische

Koketterie, sie ging darauf aus, Fürsten und Grafen und die Edlen des Hofes an ihren Siegeswagen zu spannen, und wo sie es vermöchte, das gesamte römische Reich deutscher Nation im Triumph aufzuführen. Sie wußte diese stolze Absicht unter die Maske der Bescheidenheit zu verbergen, dadurch gelang ihre Freibeuterei nur desto besser: sie setzte, wenn sie nur wollte, jedes empfindsame Herz in Brand, und diese Sucht zu sengen und zu brennen, schien das einzige Erbstück, das aus der väterlichen Verlassenschaft auf sie gekommen war. Wenn sie ihre Absicht erreicht hatte, zog sie sich mit sprödem Kaltsinn zurück, täuschte die Hoffnung aller, die um ihre Gunst buhlten und sah mit mutwilliger Schadenfreude, wie geheimer Kummer die Unglücklichen folterte und Gram und Bleichsucht an ihren vollen Wangen zehrte. Sie selbst aber hatte mit der ehernen Mauer der Unempfindsamkeit ihr Herz umschlossen, welche keiner ihrer Champions zu überwältigen vermochte, um sich hinein zu stehlen und zur Wiedervergeltung es gleichfalls in Flammen zu setzen. Sie

wurde geliebt und liebte nicht wieder, entweder weil ihre Stunde noch nicht gekommen war, oder weil der Ehrgeiz die zärtliche Leidenschaft überwandt, oder weil ihre Gemütsart so schwankend und unbeständig war wie die offenbare See, daß der Keim der Liebe in dem hüpfenden unruhigen Herzen nicht anwurzeln konnte. Die versuchtesten Minnesöldner, die wohl merkten, daß dem Terrain nichts abzugewinnen sei, ließen es daher nur immer bei einem blinden Angriff bewenden, schlugen oft Lärmen und defilierten bald wieder in aller Stille seitab; machten es bald wie unsere luftigen Herren, die an jedes weibliche Herz anpochen, wenn es in einem schönen Busen schlägt, aber Hymens reine Fackel wie die Raubtiere in den afrikanischen Wüsteneien das Feuer scheuen. Die Minderkundigen hingegen, die mit dämischem Zutrauen in vollem Ernste den Angriff wagten, wurden mit Verlust ihrer Ruhe und Zufriedenheit, weil das Fräulein ihrer Schanze wohl wahrte, abgeschlagen.

Seit mehreren Jahren folgte dem Hoflager

des Kaisers ein junger Graf von Klettenberg, der, einen kleinen körperlichen Fehler ausgenommen, der liebenswürdigste Mann bei Hofe war. Er hatte eine verrenkte Schulter und davon den Beinamen Ulrich mit dem Bühel: seine übrigen Talente und gefälligen Eigenschaften aber machten, daß auch der strenge Areopagus der Damen, die die Wohlgestalt eines Adonis zu meistern wagen, über diese Unvollkommenheit hinweg sah und sie bei ihm durch keinen Tadel rügte. Er stand bei Hof in gutem Ansehen und wußte dem schönen Geschlecht so viel Verbindliches zu sagen, daß ihm alle Damen, die Kaiserin selbst nicht ausgenommen, günstig waren. Sein Witz war unerschöpflich, neue Vergnügen zu ersinnen und den gewöhnlichen Hofluſtbarkeiten neuen Reiz und Hochgeschmack mitzuteilen, daß er sich im Frauen-Zimmer unentbehrlich gemacht hatte. Wenn der Hof bei üblem Wetter oder bei den bösen Launen des Kaisers, deren ihm der Vater Papst gar viele machte, in träger Langeweile schmachtete, so wurde Graf Ulrich berufen, den Geist des

Mißmutes zu verscheuchen und Fröhlichkeit und Scherz in die kaiserliche Hofpfalz wieder einzuführen.

Obgleich ein Damenzirkel das eigentliche Element war, worin er lebte und webte, so wußte er doch dem schalkhaften Amor immer auszuweichen, daß ihn dieser nicht mit der Harpune seines unwiderstehlichen Wurfpfeils erreichte und er der Leine hätte folgen müssen. Schäkerhafte Minne war sein Freudenspiel; aber wenn ihm ein Weib Fesseln zugedacht hatte, zerriß er sie, wie Simson die sieben neuen Baststeile, womit ihn seine betrügliche Buhlerin band. Er wollte nur, ebenso wie die stolze Lukrezia, Fesseln anlegen, aber keine tragen. Es konnte nicht fehlen, daß zwei so gleich gestimmte Seelen, die der Zufall einander so nahe gebracht hatte, daß sie unter einem Himmel lebten, unter einem Dache wohnten, in einem Gemach tafelten und unter einer Laube Schatten suchten, endlich zusammentreffen und ihre Talente an einander versuchen mußten.

Lukrezia faßte den Anschlag, an dem Grafen

eine Eroberung zu machen, und weil er im Rufe war, daß er der wankelmütigste Liebhaber bei Hofe sei, beschloß sie, ihn fester zu halten als ihre übrigen Champions, die sie nach den Jahreszeiten, wie die Modewelt ihre Kleider, zu wechseln pflegte, und ihn nicht eher zu entlassen, bis sie den Ruhm erlangt hätte, den unbeständigen Wandelstern fixiert zu haben. Ihn aber trieb der Ehrgeiz, mit dem schönsten Hoffräulein eine Intrike anzuspinnen, alle Nebenbuhler auszustechen und ihnen seine Überlegenheit in der Kunst zu lieben empfinden zu lassen, und wenn sie vor ihm die Segel würden gestrichen haben, dann flugs den Anker zu lichten und auf den Fittichen der Winde in den Hafen eines anderen liebevollen Herzens einzulaufen. Beide Mächte rüsteten sich zum wechselseitigen Angriff, und die Operationen gingen auf dem Blumengefilde der Liebe von der einen und der anderen Seite nach Wunsch vonstatten.

Es schmeichelte dem Fräulein ungemein, daß der Liebling des Hofes, auf den sie schon lange eine geheime Absicht gehabt hatte, jetzt

freiwillig kam, ihren Zauberreizen zu huldigen, und daß sie Gelegenheit fand, an ihm Rache zu üben, da er ihr bisher widerstanden hatte. Seine Blicke, die vordem flüchtig an ihr vorüber eilten, waren nun allein auf sie gerichtet; er folgte ihr untrennbar, wie der Tag der Sonne. Alle Feten, die er dem Hofe gab, hatten auf sie Bezug; er zog allein ihren Geschmack bei der Anordnung derselben zu Rate, was sie gut hieß, wurde mit großer Pracht und Tätigkeit ins Werk gerichtet, und was nicht ihren Beifall hatte, wenn es auch die Kaiserin selbst proponiert hatte, kam nicht zustande. Die feinen Nasen spürten leicht aus, welcher Gottheit dieser Ambra düftete, und man sagte öffentlich, der Hof sei ein Horn, welches laute, wie Fräulein Lukrezia den Ton angebe. Die blühendsten weiblichen Physiognomien wurden gelb und bleich vor Neide über diese ausgezeichnete Liebschaft, bei welcher alle stumme Zuschauerinnen abgeben mußten, die ihr Herz so gern bei dem Grafen angebracht hätten, oder an dem seinigen Anteil zu haben glaubten. Er opferte aber

seine Eroberungen samt und sonders der schönen Bambergerin auf, und sie schenkte zur Vergeltung auch ihren Gefangenen die Freiheit wieder, umstellte das Herz keines Höflings mehr mit Netz und Schlingen ihrer entgegenkommenden Zärtlichkeit, und ihr prüfendes Auge forschte nicht mehr nach den lüsternen Blicken verstohlener Anbeter.

Bis hierher schritt die Intrike des zärtlichen Paares ganz in der systematischen Ordnung fort, an die sich beide Teile gebunden hatten, sie glänzten beide im Vollmond wechselseitigen Genusses. Nun war es Zeit, daß dieser sich wieder zur Abnahme neigte und zwar dergestalt, daß die eine Hälfte ganz dem beobachtenden Seherauge verschwand und in Schatten zu stehen kam, indeß die andere ihren Schimmer auch noch im letzten Viertel beibehielt. Es kam jetzt darauf an, das Minnespiel durch einen Meisterstreich zu enden, der die eine Partei vor den Augen des Hofes sicherte, daß sie nicht die betrogene sei. Des Grafen Eitelkeit hatte anfangs nichts mehr beabsichtigt, als das Übergewicht über

alle Nebenbuhler zu gewinnen, um sich damit zu brüsten, und wenn ihm dieses gelungen wäre, seine Eroberung zu verlassen und eine neue zu suchen. Jene Absicht war erreicht; aber unvermerkt hatte der schlaue Amor, der selten ungestraft mit sich scherzen läßt, das Spiel des Stolzes und der Eitelkeit in eine ernsthafte Herzensangelegenheit verwandelt: die schöne Lukrezia hatte sein Herz erbeutet und ihn an ihren Triumphwagen angekettet. Sie blieb ihrem Plane treuer. Da ihr Herz noch nicht Teil genommen hatte und sie erwog, daß ihre Reputation als Herzensbezwingerin auf dem Spiele stehen würde, wenn ein Insurgent ihr den Gehorsam aufkündigte, ehe sie ihn in Freiheit setzte, und die Lacher nicht auf ihrer Seite sein dürften, wenn ihr Paladin die Fesseln zerbräch, welches sie im Geheim befürchtete: so beschloß sie, ihm den Abschied zu geben, als er am eifrigsten sich um die Fortdauer ihrer Gunst bewarb.

Unversehens ergab sich die Gelegenheit zu dieser Katastrophe. Graf Ruprecht von Kefernburg, ein Landsmann und Grenznachbar Graf

Ulrichs von Klettenberg, zog nach Goslar, Kaiser Heinrichs gewöhnlichem Aufenthalt, um eine frische, rotwangige Base an Hof zu führen. Hier sah er die schöne Lukrezia, und sie sehen und lieben war der gewöhnliche Fall aller Ritter und Edeln, die von den vier Winden des vaterländischen Himmels in die altväterische Reichsstadt, welche damals das deutsche Paphos war, einritten. Seine Physiognomie hatte für die Damen wenig Empfehlendes, und die Pflegerin seiner Kindheit hatte der Mutter Natur unbedachtsamer Weise ins Amt gegriffen, ihrem Zöglinge mehr verliehen als ihm jene beschied, und ihn mit einem Auswuchs auf dem Rücken begabt, der so charakteristisch war, daß er, zum Unterschied seiner Namensvettern, Ruprecht mit dem Höcker zubenamt wurde. Körperliche Gebrechen wurden in jenen Zeiten nicht durch Schneiderkunst verhehlt, sondern öffentlich zur Schau ausgestellt, in Ehren gehalten und sogar von den Geschichtsschreibern der Nachwelt sorgfältig aufbewahrt. Die Hinker, die Stammler, die Schielenden, die Einäugigen,

die Speckwänste und die Darrsüchtigen sind noch in gutem Andenken, wenn das Gedächtnis ihrer Taten längst erloschen ist. Der Kefernburger besaß ein großes Maß von Dreistigkeit und Selbstheit. Ob ihn gleich seine Gestalt eben nicht zu großen Erwartungen in den Regionen der Liebe berechtigte, so demütigte sie ihn doch so wenig, daß ihm die Bürde auf den Schultern gleichsam zum Schwunggewichte der Eigenliebe diente, wenigstens hielt er sie nicht für eine Klippe, woran die Hoffnung seines Liebesglückes scheitern könnte. Mutig wagte er einen Angriff auf das Herz der schönen Lukrezia, und da sie eben diesen Janustempel, der eine zeitlang geschlossen war, wieder geöffnet hatte, so nahm sie sein Opfer mit scheinbarem Wohlgefallen an, und unter diesem glücklichen Adspekt war Goslar ihm Elysium. Der gute Graf aus der Provinz wußte freilich nicht, daß die schlaue Hofgrazie ihr Herz nur wie einen Triumphbogen gebrauchte, durch welchen sie die Scharen, die ihre Fesseln trugen, durchpassieren ließ, der aber gar nicht von der

Beschaffenheit ist, einen beständigen Aufenthalt darin zu suchen.

Der zeitige Inhaber ihres Herzens ahnte seinen Fall, wie ein wankender Minister, der nicht die Entschließung hat, seinen Posten zu resignieren, sich hält, so lang er kann, und zögert, bis man ihn gehen heißt. Wenn es in seiner Macht gestanden hätte, mit seiner wankelmütigen Gebieterin zu brechen, so wär es ihm vielleicht gelungen, das Spiel noch zu seinem Vorteil zu drehen, den Anschein eines Verstoßenen zu verbergen und das Auge der Lauerer irre zu führen. Er würde sich der ersten besten Liebschaft in die Arme geworfen haben. Die runde, rotwangige Thüringerin kam wie gerufen, ihm zu diesem Gaukelspiel die Hand zu bieten. Allein sein ganzes Minnesystem hatte sich durch die Dazwischenkunft einer ernsten Leidenschaft ganz verschoben, und er hatte nun gleiches Schicksal mit den Schauspielern auf unseren Liebhabertheatern, die sich in die verliebten Rollen so hineinstudieren, daß sie ihre theatralische Laufbahn mit der Hochzeit zu beschließen pflegen.

Der Schmetterling, der das Licht oftmals ungestraft umgaukelt hatte, blieb daran kleben, und die heiße Flamme vereitelte die letzten Zuckungen seines Strebens nach Freiheit.

Diesen Verlust der Freiheit nahm er erst wahr, da er an seinem Landsmann, dem Kefernburger, einen Nebenbuhler entdeckte, den er zwar eben nicht fürchtete; durch welchen er aber doch belehrt wurde, daß seine Geliebte das Gefühl wahrer Zärtlichkeit mit ihm nicht teile. Zum erstenmal im Leben empfand er die Qualen unvergoltener Liebe, umsonst versuchte er es, sich durch rauschende Vergnügen zu zerstreuen, und einer Leidenschaft sich zu entschlagen, die ihm das Leben vergällte; er wurde bald inne, daß ihm die Kraft fehle, dies Vorhaben ins Werk zu richten. Er war nicht mehr der Simson, der mit den Locken den Nagel aus der Wand oder den Dorn, der ihn verwundet hatte, aus dem Herzen hervorziehen konnte; er war der Simson, der seiner Stärke beraubt, in dem Schoße der Tyrischen Buhlschaft ruhte, die ihn überlistet hatte. Ohne Leben und Tätigkeit schlich er

trübsinnig umher, erschien selten und so einsilbig bei Hofe, daß er den Damen Langeweile machte, einige bekamen sogar Vapeurs, wenn er sich nur im Vorgemach blicken ließ: denn tiefe Schwermut hing, wie die Abendwolke, hinter welche sich die untergehende Sonne verbirgt, ihm von der Stirn herab. Seine Siegesgöttin dagegen schwebte im stolzen Triumph empor, ohne Mitleid mit dem qualenvollen Zustande ihres getreuen Paladins zu empfinden. Sie trieb vielmehr ihre Grausamkeit so weit, daß sie zuweilen in seiner Gegenwart sich nicht scheute, alle ihre Reize auf den scheinbarlich begünstigten Nebenbuhler spielen zu lassen und mit ihm unverhohlen zu liebäugeln.

Um ihren Triumph aufs höchste zu treiben, gab sie im Frauen-Zimmer eines Tages ein großes Mahl, und als bei Sang und Saitenspiel die Heiterkeit des Gastgebotes aufs höchste gestiegen war, traten ihre Gespielinnen zu ihr und sprachen: Lieber, gib dem Feste einen Namen, daß wir uns des frohen Tages dabei in der Zukunft erinnern. Sie antwortete:

Euch kommt es zu, das Fest mit einem Namen zu krönen, so ihr es würdig achtet, seiner in der Zukunft zu gedenken. Als aber die frohen Scharen der Gäste in sie drangen, daß sie sich nicht entbrechen konnte, ihrem Verlangen zu willfahren, nannte sie es aus Übermut Graf Ulrichs Kettenfeier.

In der Liebe ist der Zeitgeschmack so wenig perennierend, als in jedem anderen Dinge. Im letzten Viertel unseres Jahrhunderts wäre Graf Ulrich mit den Schwermutsgefühlen, mit dem stillen Gram und abgehärmten Wangen an seinem Platz gewesen, keine weichgeschaffene weibliche Seele hätte ihm widerstehen können, das Mitleid würde ihm zum Hebel gedient haben, eine Herzensangelegenheit damit in Gang zu bringen. Allein zu seiner Zeit kam er mit dieser Empfindelei um viele Jahrhunderte zu früh und endete damit nichts, als daß er sich den Spöttereien seiner Zeitgenossen preisgab. Der schlichte Menschenverstand sagte ihm so oft, daß er auf diesem Wege seinen Zweck nicht erreichen würde, daß er endlich dem guten Ratgeber Gehör gab,

nicht mehr öffentlich den seufzenden Schäfer machte, wieder Leben und Tätigkeit gewann, und den Versuch machte, die unbezwingliche Schöne mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen.

Eitelkeit, sprach er, ist der anziehende und zurückstoßende Pol dieses Magneten; aus Eitelkeit begünstigt und verstößt die Stolze ihre Buhler, darum will ich diese Leidenschaft also nähren, daß sie laut im Herzen die Stimme erheben und für mich das Wort reden soll. Er trat alsbald wieder in seine alte Laufbahn ein, machte wie vorher der spröden Prinzessin den Hof, kam allen ihren Wünschen zuvor und bestürmte sie mit Opfern, die der weiblichen Eitelkeit zu schmeicheln pflegen. Ein reicher Augsburger, der aus Alexandria übers Meer kam, bot der Kaiserin ein herrliches Kleinod zu Kauf an, das sie von sich wies, weil es ihr zu teuer war. Graf Ulrich handelte es an sich, verschrieb seine halbe Grafschaft dafür und machte seiner Herzgebieterin ein Geschenk damit. Sie nahm das Juwel an, heftete damit bei einer Hofgala den Schleier auf die blonden Flechten

ihres seidenen Haares, erregte bei allen Putzschwestern am Hofe Herzdrücken und Krämpfe, äugelte dem Ausspender freundlich zu, verwahrte darauf ihre Trophäe in dem Schmuckkästlein, und in wenigen Tagen war der Graf und sein Kleinod vergessen. Er ließ sich gleichwohl nicht irre machen, fuhr fort, durch neue Geschenke die alten bei ihr wieder ins Andenken zu bringen und alles aufzutreiben, ihren eitlen Sinn zu vergnügen. Dieser Aufwand nötigte ihn, die andere Hälfte seiner Grafschaft gleichfalls zu verpfänden, daß ihm davon nichts übrig blieb als Wappen und Titel, worauf kein Wucherer etwas leihen wollte. Indessen fiel seine übermäßige Verschwendung täglich mehr in die Augen, weshalb die Kaiserin ihn selbst darüber zur Rede stellte und ihn abmahnte, sein väterliches Erbgut nicht so unweislich zu vergeuden.

Da offenbarte ihr der Graf sein Anliegen und sprach: Allergnädigste Frau, euch ist meine Liebschaft unverborgen, Lukrezia die zarte Dirne hat mir das Herz gestohlen, daß ich ohne sie nicht leben mag. Aber wie sie es

mit mir treibt, wie sie mich mit trüglicher Minne neckt, davon weiß euer ganzer Hof zu sagen. Möchte mir wohl schier die Geduld darüber ausreißen, dennoch kann ich nicht von ihr ablassen. All mein Hab und Gut habe ich daran gesetzt, ihre Gunst zu erlangen; aber ihr Herz ist mir verschlossen, wie der Freudenhimmel einer abgeschiedenen Seele unter dem Kirchenbann, ob mir ihr Auge gleich oftmals Minneglück vorlügt. Darum begehre ich von euch, daß ihr, wo sie keine rechtliche Einrede hat, meine Hand zu verschmähen, sie mir zum ehelichen Gemahl beilegt. Die Kaiserin verhieß, die Werbung für ihn bei dem Fräulein zu übernehmen und sie zu überreden, seine Liebestreue nicht länger auf die Probe zu stellen, sondern mit reiner Gegenliebe zu belohnen.

Ehe sie noch Zeit gewann, bei der stolzen Lukrezia sich für ihn zu verwenden, begehrte Graf Ruprecht mit dem Höcker bei ihr Gehör und redete also: Huldreichste Kaiserin, eine Jungfrau aus eurem Gefolge, die keusche Lukrezia, hat meinen Augen gefallen und mir

ihr Herz zugewandt, darum komme ich, um Vergünstigung zu bitten, sie als meine Braut heim zu führen, und nach der Ordnung der christlichen Kirche mich mit ihr zu vermählen, so ihr anders Gefallen tragt, ihre Hand in die meinige zu legen, und die edle Jungfrau von euch zu lassen. — Ihre Hoheit war begierig zu vernehmen, was der Graf für Ansprüche an ein Herz habe, das bereits eines anderen Eigentum sei, und war sehr unwillig, da sie vernahm, daß ihre Favoritin mit zwei Edeln des Hofes zu gleicher Zeit ein Liebesverständnis unterhalten habe, welches zu damaliger Zeit ein verpönter Handel war, woraus nichts minder als ein Zweikampf auf Leben und Tod zu befahren stand, denn in dergleichen Fällen pflegte kein Nebenbuhler dem anderen seine vermeinte Gerechtsame ohne Blutvergießen zu zedieren. Doch beruhigte sie sich einigermaßen, da beide Parteien sie zur Oberschiedsrichterin in der Sache erwählt hatten und zu vermuten stand, daß sie ihrer Entscheidung sich mit pflichtschuldigstem Gehorsam unterwerfen würden.

Sie berief das Fräulein zu sich in ihr heimlich Gemach und ließ sie mit harten Worten an: Du Balg, sprach sie, welche Verwirrung stiftest du am Hofe mit deiner frevelhaften Minne? Die Junker sind alle wild auf dich, laufen mich mit Lamenten und Bitten an, dich von mir zur Ehe zu begehren, weil sie nicht wissen, wie sie mit dir dran sind. Du ziehst jeden stählernen Helm an dich, wie ein Magnet das Eisen, treibst dein leichtfertiges Spiel mit Ritter und Knappen, und verschmähest doch das Gelübde ihrer Huldigung. Ziemt es einer sittsamen Jungfrau, mit zwei Parten zu gleicher Zeit zu liebäugeln und sie am Narrenseil zu führen? Ins Angesicht ihnen zu liebkosen, ihre Hoffnung zu ermuntern und hinterm Rücken ihnen den Gecken zu stechen? — Das mag dir nicht ungenossen ausgehen. Einer von den beiden ehrsamen Gesellen soll dir zu Teil werden, Graf Ulrich mit dem Bühel, oder Graf Ruprecht mit dem Höcker. Flugs wähle, bei Vermeidung meiner Ungnade.

Lukrezia erbleichte, da ihre Frau, die

Kaiserin, also ihre Liebeleien rügte und ihr den Text so scharf las. Sie hatte nicht vermutet, daß diese kleinen Buschkläppereien der Liebe von der höchsten Instanz im heiligen römischen Reiche würden gerichtet werden. Darum tat sie der strengen Domina einen demütigen Fußfall, benetzte ihre Hand mit milden Zähren und nachdem sie sich von ihrer Bestürzung erholt hatte, redete sie also: Zürnet nicht, großmächtige Frau, wenn mein geringer Reiz euren Hof verunruhigt; ich wasche meine Hände in Unschuld. Ists nicht überall der Höflinge Art, daß sie den jungen Dirnen frei ins Auge sehen? Wie kann ichs ihnen wehren? Aber ich habe sie mit nichten zu Hoffnungen ermuntert, die ihnen den Besitz meines Herzens verhießen. Dieses ist noch mein freies Eigentum, damit nach meinem Willen zu schalten. Darum wollet ihr eure demütige Magd verschonen, ihr durch Zwang und Geheiß einen Gemahl aufzudringen, dem das Herz widersteht.

Deine Worte sind in den Wind geredet, antwortete die Kaiserin, du sollst mich mit

deiner Ausrede nicht eintreiben, daß ich anderes Sinnes werde. Ich weiß wohl, daß du aus deinen Basiliskenaugen der Liebe süßes Gift in das Herz der Grafen und Edeln meines Hofes ergossen hast, nun magst du die Minneschuld abbüßen und selbst die Fesseln tragen, womit du die Buhlen gebunden hast: denn ich will mein Haupt nicht eher sanft legen, bis ich dich habe unter die Haube gebracht.

Als die gedemütigte Lukrezia den großen Ernst der Kaiserin sah, wagte sie keinen Widerspruch weiter, um sie nicht noch mehr zum Zorne zu reizen, sondern sann auf eine List, um durch diese Falltür zu entrinnen. Huldreiche Gebieterin, sprach sie, euer Befehl ist für mich das elfte Gebot, dem ich so gut Gehorsam schuldig bin, als den übrigen zehn. Ich ergebe mich in euren Willen, nur erlasset mir die Wahl unter den beiden Ehewerbern. Sie sind mir beide wert und ich mag keinen erzürnen. Darum vergönnt, daß ich ihnen eine Bedingung vorlege, unter welcher ich den, der solcher Genüge leistet, zum ehelichen Gemahl anzunehmen mich nicht

weigern will; wofern ihr mir bei Kaiserwort und Ehre verheißet, daß ich meiner Zusage quitt und ledig sei, wenn sie nicht durch deren Erfüllung zum Ritterdank meine Hand verdienen wollen.

Die Kaiserin war mit dieser scheinbaren Unterwürfigkeit der schlauen Lukrezia wohl zufrieden und billigte den Vorschlag, durch eine Aufgabe die Liebhaber zu hetzen, ihre Standhaftigkeit zu prüfen und dem Würdigsten als eine Siegesbeute sich zu ergeben. Sie gestand ihr bei Kaiserwort und Ehren die Bedingung zu und sprach: Sage an, um welchen Preis der wackerste der beiden Sponsen dein Herz verdienen soll. Das Fräulein erwiderte lächelnd: Um keinen anderen Preis, als um den, daß sie Bühel und Höcker ablegen, die sie zur Schau tragen. Mögen sie zusehen, wie sie sich der Bürden entledigen. Ich begehre mit keinem Ehewerber den Ring zu wechseln, der nicht sei gerade wie eine Kerze und schlank wie eine Tanne. Euer Kaiserwort und Ehre sichern mich, daß weder Bühel noch Höcker die Braut heim-

führen werde, bis der Bräutigam des Tadels ledig ist.

O, du arglistige Schlange! sprach die zornmütige Fürstin, hebe dich weg aus meinen Augen, du hast mein Kaiserwort mir trüglich abgelockt, doch darf ich es nicht zurücknehmen, weil ich es geredet habe. Sie wendete mit Unwillen ihr den Rücken zu, daß sie also überlistet war und mußte der schlauen Lukrezia das Spiel gewonnen geben. Beiläufig wurde sie dadurch belehrt, daß ihr eben nicht die glücklichsten Talente verliehen waren, in Liebesangelegenheiten eine Unterhändlerin abzugeben, doch tröstete sie sich leicht damit, daß die Inhaberin eines Thrones jene entbehren könnte. Sie ließ beiden Prätendenten den schlechten Erfolg ihrer guten Dienste wissend machen und Graf Ulrich war über diese traurige Botschaft untröstlich. Insonderheit fand er es kränkend, daß die stolze Lukrezia solchen Mutwillen trieb und ihm gleichsam sein Leibesgebrechen vorwarf, dessen er sich nicht mehr bewußt war, weil ihn niemand bei Hofe daran erinnert hatte.

Konnte die freche Dirne, sprach er, keinen glimpflicheren Vorwand finden, mich ehrlich, wie den großen Haufen ihrer Anbeter zu verabschieden, nachdem sie mich rein ausgeplündert hat? Mußte sie gerade durch die Bedingung, die es mir unmöglich macht, den Besitz ihres Herzens zu erlangen, das meinige noch mit einem giftigen Natterstich verwunden? Hab ich es wohl um sie verdient, daß sie mich als einen Verworfenen mit den Füßen von sich stößt?

Voll Scham und Verzweiflung verließ er das Hoflager, ohne Abschied zu nehmen, wie ein Ambassadeur, wenn ein naher Friedensbruch bevorsteht, und politische Klüglinge weissagten aus dieser plötzlichen Verschwindung der Übermütigen des Grafen strenge Rache. Sie aber kümmerte das wenig, sie saß wie eine lauersame Spinne im Mittelpunkt ihres luftigen Gewebes in stolzer Ruhe und hoffte, daß bald wieder eine herumschwirrende Mücke an einem ihrer ausgespannten Fäden zucken und ihr zur neuen Beute heimfallen würde. Graf Ruprecht mit dem Höcker hatte sich zum

Sittenspiegel das Sprüchlein dienen lassen: gebrannt Kind lernt das Feuer scheuen, er ging ihr aus dem Garne, ehe er seine Grafschaft in ihr Schmuckkästlein deponiert hatte, und sie ließ ihn davon flattern, ohne ihm die Schwingen auszuraufen. Eigennutz war nicht ihre Leidenschaft. Bei einem goldenen Eierschatze im Hinterhalte und im blühenden Lenz des Lebens wäre er auch die seltsamste denkbare Verirrung des Geistes gewesen. Nicht der Besitz der Güter, sondern die Aufopferung des Grafen machte ihr Freude, daher konnte sie den bösen Leumund des Gerüchtes und die Vorwürfe der Kaiserin nicht ertragen, die ihr täglich vorhielt, daß sie den Grafen zugrunde gerichtet habe. Darum faßte sie den Entschluß, des ungerechten Mammons sich auf eine Art zu entledigen, die der Eitelkeit dennoch schmeichelte und ihren Ruf auf eine vorteilhafte Art ausbreitete. Sie stiftete ein adeliges Jungfrauenkloster auf dem Rammelsberg bei Goslar und dotierte dieses so reichlich, als Madam Maintenon, mit König Ludwigs Spesen, das Fräulein-

stift Sankt Cyr, ihr geistliches Elysium, in der religiösen Epoche ihres Lebens. Ein solches Denkmal der Andacht war damals vermögend, einer Lais den Geruch der Heiligkeit zu erwerben. Die milde Stifterin wurde als ein Muster der Tugend und Frömmigkeit gepriesen, und alle Flecken und Narben ihres sittlichen Charakters waren dadurch vor den Augen der Welt verschwunden. Selbst die Kaiserin verzieh es, daß sie ihrem Günstling so übel mitgespielt hatte, da sie inne ward, zu welcher Absicht die fromme Räuberin den Gewinn ihrer Freibeuterei anwendete, und um den verarmten Grafen einigermaßen zu entschädigen, wirkte sie einen Panisbrief vom Kaiser für ihn aus, den sie ihm nachschicken wollte, sobald der Ort seines Aufenthaltes ihr kund würde.

Indessen zog Graf Ulrich über Berg und Tal, hatte die trügliche Minne abgelobt und abgeschworen, und weil er im Zeitlichen kein Glück mehr zu machen vermutete, wandelte ihn ein plötzlicher Überdruß der Welt an, er schlug sich zur Partei der Malkontenten unter

den Weltkindern und wurde Sinnes, zum Heil seiner Seele eine Wallfahrt zum heiligen Grabe zu tun, und nach seiner Rückkehr sich in ein Kloster zu verschließen. Ehe er aber die Grenze des deutschen Vaterlandes überschritt, hatte er noch einen schweren Strauß von Dämon Amor auszuhalten, der ihn wie einen Besessenen marterte, wenn er die alte Wohnung zu verlassen exorzisiert wird. Das Bild der stolzen Lukrezia drängte sich bei aller Mühe es auszulöschen, seiner Phantasie von neuem unwiderstehlich auf und folgte überall seinen Schritten wie ein Plagegeist. Die Vernunft befahl dem Willen, die Undankbare zu hassen; aber der störrische Subaltern lehnte sich gegen seine Gebieterin auf und versagte ihr den Gehorsam. Die Abwesenheit goß bei jedem Schritte der weiteren Entfernung ein Tröpflein Öl ins Feuer der Liebe, daß diese nimmer verlöschte, die schöne Natter war des Ritters Gedankenspiel auf dem Wege der traurigen Wanderschaft. Oft stand er in der Versuchung, zu den Fleischtöpfen Ägyptens umzukehren und nicht in dem gelobten Lande,

sondern in Goslar das Heil seiner Seele zu suchen. Mit gefoltertem Herzen, das unter dem Kampfe zwischen Welt und Himmel erlag, setzte er seine Reise fort; aber wie ein Schiff, das mit konträrem Winde segelte.

In diesem qualenvollen Zustande streifte er in den Tyrolischen Gebirgen herum und hatte beinahe die wälsche Grenze, unfern von Roveredo erreicht, als er sich in einem Walde verirrte, ohne eine Herberge anzutreffen, wo er übernachten konnte. Er band sein Pferd an einen Baum und legte sich daneben ins Gras, denn er war sehr ermüdet; minder von den Beschwerlichkeiten der Reise, als von dem inneren Seelenkampfe. Der Tröster in Beschwerden, der güldene Schlaf, drückte ihm bald die Augen zu und machte ihn auf einige Zeit seines Ungemachs vergessen. Da schüttelte ihn plötzlich eine kalte Hand, wie die Hand des Todes und erweckte ihn aus seinem tiefen Schlummer. Als er erwachte, fiel ihm die Gestalt eines hagern alten Weibes ins Gesicht, die sich über ihn her beugte und ihm mit einer Handlaterne unter die Augen leuchtete.

Bei diesem unerwarteten Anblick überlief ihn die Haut mit einem kalten Schauer, er meinte, er sähe ein Gespenst. Doch verließ ihn seine Herzhaftigkeit nicht ganz, er raffte sich auf und sprach: Weib, wer bist du, und warum unterfängst du dich, meine Ruhe zu stören? Die Alte antwortete: Ich bin die Kräuterfrau der Signora Dottorena aus Padua, die hier auf ihrer Meierei lebt und mich ausgesandt hat, ihre Kräuter und Wurzeln zu suchen von großer Kraft und Wirkung, wofern sie in der Mitternachtstunde gegraben werden. Ich fand euch auf meinem Wege und hielt euch für einen Erschlagenen, der unter die Mörder gefallen wäre. Darum rüttelte und schüttelte ich euch bas, um zu sehen, ob noch Leben in euch sei. Durch diese Rede hatte sich der Graf vom ersten Schrecken wieder erholt und frug: Ist die Wohnung deiner Gebieterin fern von hier? Die Alte erwiderte: Ihr Landhaus liegt dort allernächst m Grunde, ich komme eben davon her. So ihr eine Nachtherberge von ihr begehrt, wird sie euch solche nicht versagen. Aber hütet

euch, das Gastrecht zu verletzen: sie hat eine liebreizende Tochter, die dem Mannsvolk nicht abhold ist und mit funkelnden Augen den Fremdlingen ins Herz sieht. Die Mutter bewahrt ihre Keuschheit wie ein Heiligtum. Sofern sie bemerken würde, daß ein unbescheidener Gast der Signora Ughella zu tief in die Augen sähe, verzauberte sie ihn auf der Stelle; denn sie ist eine mächtige Frau, welcher die Kräfte der Natur und die unsichtbaren Geister unter dem Himmel zu Gebote stehen.

Der Reisige achtete wenig auf diese Rede, er trachtete nur nach einem guten, gastfreundlichen Bette, um der nötigen Ruhe zu pflegen, und ließ sich um das Übrige unbekümmert. Er zäumte ungesäumt sein Pferd auf und war bereit, der hageren Wegweiserin zu folgen. Sie geleitete ihn durch Büsche und Gesträuche in ein angenehmes Tal hinab, durch welches ein rascher Bergstrom brauste. Auf einem mit hohen Ulmenbäumen bepflanzten Wege gelangte der ermüdete Pilger, indem er sein Pferd am Zügel führte, an die Gartenwand

des Landhauses, welches, vom aufgehenden Mond beleuchtet, schon in der Entfernung einen reizenden Anblick gewährte. Die Alte öffnete eine Hintertür, durch welche der Ankömmling in einen wohlangelegten Lustgarten gelangte, in dem die plätschernden Gewässer der Springbrunnen die schwüle Abendluft erfrischten. Auf einer Terrasse des Gartens lustwandelten einige Damen, diese angenehme Kühlung und den Anblick des freundlichen Mondes in der wolkenfreien Sommernacht zu genießen. Die Alte erkannte darunter die Signora Dottorena und introduzierte bei ihr den fremden Gast, welchen die Eigentümerin des Landhauses, da sie an seiner Rüstung sah, daß er nicht gemeinen Standes war, mit Anständigkeit empfing. Sie führte ihn in ihre Wohnung ein und ließ eine niedliche Abendmahlzeit nebst allerlei Erfrischungen auftragen.

Beim hellen Schimmer der Wachskerzen hatte der Graf Gelegenheit, seine Wirtin nebst ihrer Hausgenossenschaft während der Mahlzeit mit aller Bequemlichkeit zu betrachten. Sie war eine Frau von mittlerem

Alter und edler Physiognomie. Aus ihren braunen Augen sah Klugheit und Würde hervor und ihr wälscher Mund öffnete sich mit Anmut und Wohllaut zum sprechen. Signora Ughella, ihre Tochter, war die reinste weibliche Form, welche die warme Phantasie des Künstlers hervorzubringen vermag. Zärtlichkeit war der Ausdruck ihrer ganzen Figur und der schmelzende Blick ihrer Augen durchdrang unwiderstehlich, wie der elektrische Strahl aus den Wolken, jeden Panzer und Harnisch, der ein empfindsames Herz umschloß. Das Gefolge der beiden Damen bestand aus drei Jungfrauen, die den Nymphen der keuschen Diana, von Raphaels Pinsel an Anmut glichen. Außer Sir John Bunkel, dem glücklichen Mädchenspäher, der hinter jeder schroffen Felsenwand in Schlüften und Höhlen ein Gynäzeum von reizenden Dirnen entdeckte, ist es keinem Sterblichen so gut geworden als dem Grafen Ulrich von Klettenberg, von einem so angenehmen Abenteuer überrascht zu werden als dieses war: da er so unverhofft aus der nächtlichen Einsamkeit einer

unbekannten Wildnis, an einen Lustort, den die Liebesgötter zum Aufenthalte schienen erkoren zu haben, sich versetzt sah. Er glaubte wenig von Zauberei und achtete nicht darauf; demungeachtet hatten Nacht und Einsamkeit, die Erscheinung der Alten und ihre Reden einigen Eindruck auf ihn gemacht, daß ihm etwas Übernatürliches von dem ländlichen Palaste ahnte, in welchen er eingeführt wurde. Anfangs trat er mit Mißtrauen in die reizende Versammlung der Damen ein, die er daselbst vor sich fand; in der Folge war aber so wenig an der Signora Dottorena, als an ihren Gesellschafterinnen, etwas von magischer Zauberei abzumerken, daß er wegen dieses irrigen Verdachtes den Bewohnerinnen der schönen Villa im Herzen Abbitte und Ehrenerklärung tat, und ihnen keine anderen Künste als die Bezauberungen der Liebe, wozu sie insgesamt ungemeine Talente zu besitzen schienen, beimaß. Die freundliche Aufnahme, deren er genoß, erfüllte sein Gemüt mit Ehrfurcht und Achtung gegen die liebreiche Wirtin und ihr reizendes Gefolge; doch Freund Amor,

der in diesem Tempel zu präsidieren schien, hatte keine Macht über ihn, eine neue Schalkheit auszuüben. Er verglich im Geheim die jugendlichen Schönheiten, mit welchen er umgeben war, mit der Wohlgestalt der unüberwindlichen Lukrezia und sein Herz entschied zu ihrem Vorteil.

Nach einer köstlichen Ruhe, die er genossen hatte, wollte er sich in aller Frühe wieder empfehlen und seine Reise weiter fortsetzen; aber die Frau vom Hause ersuchte ihn auf eine so verbindliche Art, zu bleiben, und Signora Ughella bat mit einem so unwiderstehlichen Blick, ihrer Mutter diese Gefälligkeit nicht zu versagen, daß er Gehorsam leisten mußte. Es fehlte nicht an mancherlei Zeitkürzungen und abwechselnden Vergnügen, den Gast aufs angenehmste zu unterhalten: man tafelte, promenierte, scherzte und koste auf eine Art, daß der feine Höfling dadurch Gelegenheit bekam, sich von dieser Seite aufs vorteilhafteste zu zeigen. Abends gaben die Damen eine musikalische Akademie, sie waren insgesamt der Tonkunst wohl erfahren, und

die wälschen Kehlen bezauberten das Ohr des deutschen Dilettanten. Zuweilen wurde unter der Begleitung einer Spitzharfe und Querflöte ein kleiner Ball eröffnet, und im Tanzen suchte Graf Ulrich seinen Meister. Seine Gesellschaft schien den Damen ebenso angenehm zu sein, als ihm die ihrige behagte, und wie das gesellschaftliche Vergnügen sich immer lieber mit einem kleinen Zirkel, als mit dem lästigen Geräusch zahlreicher Assembleen vereinbart; auch Vertraulichkeit das Band der Zunge dort leichter löst und der traulichen Offenherzigkeit den Zugang gestattet, so gewannen die Gespräche zwischen Wirtin und Gast, da sie sich nicht über die Gemeinplätze der Wetterbeobachtungen, der Moden und politischen Angelegenheiten hinwälzten, täglich mehr Anziehendes und Zutrauliches.

An einem Morgen nach dem Frühstück lustwandelte die Signora mit ihrem noch unbekannten Gaste im Garten und führte ihn abseits in eine Laube. Sie hatte seit der ersten Bekanntschaft mit dem Fremdling eine geheime Schwermut an ihm bemerkt,

welche der wonnige Aufenthalt in ihrem kleinen Tempel nicht hatte vermindern können. Signora war ein Frauenzimmer, so klug und verständig sie auch war, konnte sie doch das Attribut ihres Geschlechts, den Hang zur Neugierde, mit aller Weisheit nicht verleugnen; und so sehr nach dem beglaubten Zeugnis ihrer Kräuterfrau die unsichtbaren Geister unter dem Himmel ihr zu Gebote stehen mochten: so hatten sie, allem Vermuten nach, von dem fremden Gaste im Hause ihr nichts veroffenbart. Sie wußte nicht, wer er war, von woher er kam und wo er hingedachte, und alles das wünschte sie gleichwohl zu wissen, ihre Neugier zu vergnügen. Also ersah sie diese Gelegenheit ihn auszuforschen, und da er ihr Verlangen nur von ferne merkte, war er willig und bereit, solchem Genüge zu leisten, und erzählte ihr mit historischer Treue seinen ganzen Lebenslauf, verschwieg ihr auch nicht den Liebeshandel mit der stolzen Lukrezia und schüttelte ihr sein ganzes Herz aus.

Diese Vertraulichkeit nahm sie sehr günstig auf, erwiderte solche mit ähnlicher Offen-

herzigkeit und offenbarte ihm ihre Domestica gleichfalls. Er erfuhr dadurch, daß sie aus einem angesehenen adeligen Geschlecht aus Padua abstamme, als eine frühzeitige Waise von ihren Vormündern sei gezwungen worden, einen reichen Arzt von hohem Alter zu heiraten, der in natürlichen Geheimnissen große Erfahrung gehabt; aber über dem mißlungenen Prozeß sich zu verjüngen, welcher dem rätselhaften Grafen Cagliostro, der Sage nach, besser geglückt hat und ihm zu einem nestorischen Alter von dreihundert Jahren soll verholfen haben, den Geist aufgegeben. Durch ihres Mannes Tod sei sie die Erbin eines beträchtlichen Vermögens und des Nachlasses seiner Schriften geworden. Weil ihr eine zweite Verbindung einzugehen nie gelüstet hätte, wäre sie in der Einsamkeit ihres Wittums darauf verfallen, die Schriften des Erblassers zu studieren, wodurch es ihr gelungen sei, verschiedene nicht gemeine Kenntnisse in den verborgenen Wirkungen der Natur zu erlangen. Zugleich habe sie die Arzneikunst getrieben und dadurch sich einen solchen Ruhm

erworben, daß die hohe Schule ihrer Vaterstadt den Doktorhut ihr aufgesetzt und einen öffentlichen Lehrstuhl zugestanden habe. Die natürliche Magie sei inzwischen immer das Lieblingsfach ihrer Studien gewesen, weshalb sie das Volk für eine Zauberin halte. Den Sommer pflegte sie, nebst ihrer Tochter und deren Gespielinnen auf diesem angenehmen Meierhofe zuzubringen, welchen sie um der Alpenkräuter willen in den Tyrolischen Gebirgen erkauft habe; im Winter halte sie sich zu Padua auf und lehre daselbst die Geheimnisse der Natur. Ihr Haus sei dort um der jungen Lecker willen allen Mannspersonen verschlossen, ausgenommen der Hörsaal, der den Zöglingen des Hippokrates offen stehe. Auf dem Lande sei ihr dagegen jeder Gast willkommen, der die Ruhe des Hauses nicht störe.

Die Signora lenkte hierauf wieder auf die unglückliche Liebe des Grafen ein und schien gutmütig an seinen Schicksalen Teil zu nehmen; insonderheit konnte sie ihm ihre Verwunderung nicht bergen, daß er der Un-

dankbaren noch mit so fester Anhänglichkeit ergeben sei. Edler Graf, sprach sie, euch steht schwerlich zu helfen, da ihr lieber der Liebe Schmerzen dulden, als die Süßigkeit der Rache schmecken wollt, die der Verschmähten Labsal ist. Wenn ihr die Grausame hassen könntet, so wäre es leicht, euch ein Mittel anzuzeigen, wie ihr sie zu Schande und Spott machen, und ihr zweifach alles Unrecht, das sie euch bewiesen hat, vergelten könntet. Ich weiß ein Limonadenpulver zu bereiten, das die Eigenschaft hat, heiße Liebesglut in dem Herzen derjenigen Person gegen die anzufachen, von welcher der Liebesbecher dargereicht wird. Wenn eure Spröde nur mit den Lippen von dem Zaubertranke kostete, würde alsbald ihr Herz gegen euch entbrennen; wenn ihr sie nun ebenso verächtlich von euch stießet, wie sie euch getan hat, euer Ohr für ihre Liebkosungen verschließet und ihrer Seufzer und Tränen spottet: so wäret ihr vor den Augen des deutschen Kaiserhofes und aller Welt an ihr gerochen. Wofern ihr aber den raschen Minnetrieb nicht bezähmt hättet und

die ungestüme Flamme den brennbaren Zunder wieder entzündete, daß ihr die Unbesonnenheit beginget, das untrennbare Bündnis mit der Sirene einzugehen: so würdet ihr eine Furie zum Weibe bekommen, die euer Herz mit der Schlangengeißel ihrer Wut zerfleischte: denn wenn die Kraft des Pulvers verdünstet ist, bleibt Haß und Groll in der toten Kohle der ausgebrannten Leidenschaft zurück. Wahre Liebe, die durch süße Einigung zwei gleich gestimmte Seelen in einander schmelzt, bedarf keines Limonadenpulvers, die Gefühle der Zärtlichkeit zu erwärmen. Darum, wo ihr wahrnehmt, daß die feurigste Liebe oft die kältesten Ehegatten macht, möget ihr gedenken, daß nicht die Sympathie, sondern das Limonadenpulver die Liebenden zusammen gepaart hat; es findet guten Vertrieb in eurem Vaterlande und geht stark über die Alpen.

Graf Ulrich bedachte sich ein wenig und antwortete darauf: die Rache ist süß; aber süßer noch die Liebe, welche mich an die Unerbittliche fesselt. Ich empfinde das Beleidigende ihres Übermutes tief in meiner

Seele, dennoch kann ich sie nicht hassen. Ich will sie fliehen, wie eine Schlange, die mich verwundet hat; aber diesen Mutwillen nicht rächen, sondern ihr verzeihen, und ihr Bild, dieweil ich lebe, in meinem Herzen tragen. Die wälsche Dame machte die Bemerkung, daß die Empfindlichkeit ihres Volkes sich anders arte als die deutsche und daß eine Beleidigung von der Art nach ihres Landes Brauch und Sitte unverzeihlich sei. Doch billigte sie des Grafen gutmütige Denkungsart und riet ihm mit einem so liebevollen Herzen, lieber über das tyrolische Gebirge zu den Füßen seiner Herzensgebieterin wieder zurückzueilen und ihre Mißhandlungen zu erdulden, als das Vorhaben auszuführen, eine in seiner Lage unfruchtbare Wallfahrt zum heiligen Grabe zu tun. So gegründet er indessen diesen guten Rat fand, so wenig bezeigte er Lust, von dem einmal gefaßten Entschlusse abzustehen, worüber die kluge Frau ohne weitere Einrede lächelte.

Nach einigen Tagen kam er, sich bei der freundlichen Wirtin und ihrer schönen Gesell-

schafterin zu beurlauben, und sie vergönnte ihm jetzt den Abzug nach seinem Gefallen. Am Vorabend des zur Reise anberaumten Tages waren die Damen alle sehr heiter, selbst die Signora, welche ihre Würde und Ernsthaftigkeit nicht leicht ablegte. Diesmal bezeigte sie gleichwohl ein Verlangen, mit ihrem Gaste zum Valet noch eine Sarabande zu tanzen. Der Graf hielt sich dadurch sehr geehrt und tat sein Bestes, sich als ein guter Tänzer zu signalisieren, welches der Dame so wohl zu gefallen schien, daß sie die Touren des Tanzes mehrmals wiederholte, bis beide Parten ermüdet waren und dem Grafen der Schweiß auf der Stirne stand. Als der Tanz beendigt war, führte ihn die flinke Tänzerin, unter dem Schein, sich ein wenig zu verkühlen, in ein Kabinet besonders, und nachdem sie die Tür zugetan hatte, nestelte sie ihm, ohne ein Wort zu sagen, das Wamms auf, welches den Grafen von der ehrbaren Frau Wunder nahm; doch ließ er es geschehen, weil er in dem Augenblick nicht wußte, wie er sich in diesem Falle, der ihm noch bei keinem Frauen-

zimmer vorgekommen war, verhalten sollte. Diese Verlegenheit machte sich die Signora Dottorena zu Nutzen, touschierte mit gewandter Hand die Schulter des Grafen, rückte und drehte daran hin und her, und zog bald darauf etwas aus dem Wams hervor, das sie flugs in die Schublade einer Truhe verbarg, die sie sogleich verschloß. Die ganze Operation war in wenig Sekunden getan, worauf die Tochter des Äskulap den duldsamen Patienten vor den Spiegel führte und sprach: Seht da, edler Graf! die Bedingung, unter welcher die spröde Lukrezia euch den Besitz ihres Herzens zugesichert hat, ist erfüllt. Meine Hand hat dem kleinen Makel eurer körperlichen Vollkommenheit abgeholfen: ihr seid jetzt so schlank wie eine Tanne und so gerade wie eine Kerze. Laßt euere Traurigkeit nun schwinden und zieht getrosten Mutes nach Goslar: denn der Eigensinn des Fräuleins hat keinen Vorwand mehr, euch zu täuschen.

Graf Ulrich staunte seine eigene Gestalt lange schweigend im Spiegel an, das Übermaß der Verwunderung und Freude machte

ihn jetzt so stumm wie vorhin die Verlegenheit. Er ließ sich auf ein Knie nieder, faßte die wohltätige Hand, welche die Anomalie seines körperlichen Ebenmaßes so glücklich weggenommen hatte, und fand endlich Worte, die innigste Dankbegierde seiner Wohltäterin kund zu machen. Sie führte ihn wieder in den Saal zur Gesellschaft zurück: Signora Ughella und ihre drei Gespielinnen klatschten vor Freuden in die Hände, da sie den herrlichen jungen Mann erblickten, der nun ganz ohne Tadel war.

Vor Ungeduld, seine Rückreise anzutreten, konnte er die Nacht kein Auge schließen. Es gab für ihn kein heiliges Land mehr: seine Sinnen und Gedanken waren nur auf Goslar gerichtet. Er erwartete den Anbruch der Morgenröte mit sehnlichem Verlangen, verabschiedete sich von der Signora Dottorena und ihren Gesellschafterinnen. Eilig beflügelte er die Füße des Rosses durch den Stachel seiner ritterlichen Sporen und trabte voll schmeichelhafter Hoffnung immer den Weg nach Goslar zurück. Die Sehnsucht, mit der

schönen Lukrezia wieder einerlei Luft zu atmen, unter einem Dache zu hausen, in einem Gemach zu tafeln und den Schatten eines Baumes mit ihr zu teilen, ließ ihm nicht Zeit, an den lehrreichen Wahlspruch des Kaisers August zu denken: eile mit Weile! Als er bei Brixen die Bergstraße herabritt, gleitete sein Rosinant aus, und er tat einen schweren Fall, daß er den Arm an einem Stein zerschellte. Dieser Aufenthalt auf der Reise bekümmerte ihn sehr: er fürchtete, Lukrezia möchte in seiner Abwesenheit ihr Herz versagt haben, von einem glücklichen Eroberer sich zum Altar fortreißen lassen und solchergestalt es ihm unmöglich machen, sie beim Worte zu halten. Um sich auf allen Fall sicher zu stellen, schrieb er einen Brief an seine große Gönnerin, die Kaiserin, worin er ihr authentischen Bericht von seinem Abenteuer und auch von dem erlittenen Unfall erteilte, nebst angefügter demütiger Bitte, nichts davon bis zu seiner Ankunft laut werden zu lassen, und schickte damit einen reitenden Boten eilends nach Hofe.

Ihrer Hoheit war aber das Talent der Verschwiegenheit nicht verliehen: ein Geheimnis drückte sie auf dem Herzen wie ein enger Schuh auf dem Leichdorn. Daher machte sie die empfangene Depesche beim nächsten Courtage der sämtlichen Antischamber kund, und da der erste Kämmerling und Hofschmeichler, aus Liebedienerei gegen die schöne Lukrezia, einen untertänigen Zweifel in die Sache setzte, kommunizierte sie ihm die species facti ad statum legendi im Original, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Dadurch fiel die Relation auch in Graf Ruprechts Hände, der alsbald mit sich zu Rate ging, ob es nicht tunlich sei, auf gleiche Weise der Bedingung des Fräuleins Genüge zu leisten und dabei seinem Rival noch obendrein den Rang abzulaufen. Er berechnete die Zeit, welche mutmaßlich bis zur Wiederherstellung des zerschellten Armes seines Mitkompetenten erforderlich sein dürfte und fand, daß er den Weg von Goslar nach Roveredo, um der Signora Dottorena einen fliegenden Besuch zu machen und von ihr das beneficium

restitutionis in integrum gleichmäßig zu erhalten — Aufenthalt und Rückweg mit eingerechnet —, eher beendigen könne, wenn er sich nur etwas spute, als die Wundärzte in Brixen ihren Patienten entlassen würden.

Gedacht, getan! Er ließ seinen Wettrenner satteln, saß auf und machte den Ritt mit der Eilfertigkeit eines Zugvogels, der im Herbste in einem anderen Weltteile ein wärmeres Klima sucht. Es kostete wenig Mühe, den Aufenthalt der Dame, die er suchte, zu erfragen: sie war allenthalben im Lande wohlbekannt. In Ermangelung der Kräuterfrau introduzierte er sich selbst unter dem Incognito eines irrenden Ritters und genoß eben die freundliche Aufnahme seines Vorgängers. Der sittsamen Hauspatrona mißfielen indessen gar bald des neuen Gastes freie Manieren, die vornehme Frechheit, die ihm aus den Augen sah, und sein zuverlässiger entscheidender Ton; ob sie sichs gleich nicht austat und seiner höfischen Insolenz mit vieler Schonung begegnete.

Es war schon einigemal des Abends kleiner

Ball nach der musikalischen Akademie gegeben worden, und Graf Ruprecht hatte immer gehofft, daß ihn die Signora auffordern würde; allein sie schien keinen Geschmack mehr am Tanzen zu finden und gab eine bloße Zuschauerin dabei ab. Ungeachtet er keine Mühe sparte, ihre Gunst zu gewinnen, und die artigsten Schmeicheleien nach seiner Weise ihr vorsagte: so wurden sie doch ihrerseits nur mit kalter Höflichkeit erwidert. Dagegen schien sein Glücksstern bei Fräulein Ughella aufgegangen zu sein, ihr Blick munterte ihn auf, dem Berufe zu folgen, welchen er als ein Hofjunker zu haben vermeinte, auf jeden Schleier, der ein Paar schmachtende Augen verbarg, Jagd zu machen, wie ein Seekaper auf jedes Segel, das in seinem Gesichtkreise weht. Obgleich seine Figur nicht eben sehr anziehend war, so war er doch die einzige Mannsperson in der Gesellschaft auf dem Landhause, und aus Vorliebe für das andere Geschlecht nahm es Donna Ughella, wenn sie keine Vergleichung unter mehreren anstellen konnte, eben nicht so genau mit der Körper-

form: ihr Herz mußte beschäftigt sein, wenn sie nicht vor Langerweile sterben sollte. Graf Ruprecht konnte ihren Reizen nicht widerstehen, und da er einer von den leichtsinnigen Kundleuten war, die ein Quintlein gegenwärtigen Genuß gern für einen Zentner zukünftige Hoffnung eintauschen: so vergaß er der spröden Lukrezia und erklärte einstweilen die reizende Ughella für die Dame seines Herzens.

Die scharfsichtige Patrona entdeckte bald, daß ein Clodius in ihrer Villa das Heiligtum der Vesta verwirre; sie empfand dieses sehr hoch, beschloß, dem Spiel ein Ende zu machen und die Verletzung der Gerechtsame ihres Hauses zu ahnden. Eines Abends proponierte sie einen Ball und forderte unverhofft den Paladin des Fräuleins zum Tanz auf. Dieser Ehre hatte er sich beinahe verziehen, desto größer war die Freude, die er empfand, daß die Zeit der vermutbaren Entbindung von seiner bisherigen Leibesbürde ihm so überraschend kam. Er machte alle die Meisterschritte in der Tanzkunst, die der eigen-

sinnige Vestris der schönen Liljenkönigin zu versagen sich erdreistete und für diese Künstlerlaune eine wohlverdiente Bastonade nicht empfing, deren er so würdig war.

Nach geendigter Sarabande winkte Signora ihrem Tänzer, ebenso wie vormals dessen Vorgänger, in das an den Salon stoßende Kabinet ihr zu folgen, und voll der freudigsten Ahnung folgte ihren Schritten Graf Ruprecht mit dem Höcker. Sie nestelte ihm, wie gewöhnlich, das Koller auf, welche etwas mißständige Handlung für eine ehrbare Frau ihn so wenig in Verlegenheit setzte, daß er ihrer geschäftigen Hand vielmehr zu Hülfe kam. Flugs öffnete die Dottorena ihre Truhe und zog aus einer Schublade eine Substanz hervor, die einem korpulenten Eierkuchen ähnlich sah, schob ihm diese rasch in den Busen und sprach: Unbescheidener, nimm dies zur Ahndung des verletzten Gastrechts, winde dich in ein Knauel und runde dich wie ein Plauel! Indem sie dieses sagte, öffnete sie ein Riechfläschchen und sprengte ihm eine narkotische Essenz ins Gesicht, davon er be-

täubt zurück auf ein Sofa sank. Als er wieder zu einiger Besinnung kam, fand er sich von egyptischer Finsternis umgeben, die Wachskerzen waren erloschen und alles um ihn her war leer und öde. Bald aber regte sich was an der Tür der Flügel tat sich auf, da trat ein hageres, altes Weib herein mit einer brennenden Laterne und leuchtete ihm unter die Augen, welche er alsbald nach der Beschreibung aus Graf Ulrichs Depesche für die Kräuterfrau der Signora Dottorena erkannte. Da er sich vom Sofa erhob und inne ward, mit welchem ansehnlichen Zuwachs von Korpulenz er begabt war, geriet er in Wut und Verzweiflung, erfaßte die hagere Matrone beim Leibe und sprach: Alte Unholdin, sag an, wo ist deine Frau, die schändliche Zauberin? daß ich mit dem Schwerte die an mir erwiesene Bosheit räche, oder ich erwürge dich hier auf der Stelle.

Lieber Herr, antwortete die Alte, erzürnt euch nicht über eine geringe Magd, die keinen Teil hat an der von ihrer Frau an euch verübten Schmach. Die Signora ist nicht

mehr hier, sondern nebst ihrem Gefolge, sobald sie aus dem Kabinet kam, davongezogen. Unterfahet euch nicht, sie aufzusuchen, daß euch nicht noch etwas ärgeres widerfahre; wiewohl ihr sie auch schwerlich finden würdet. Ertraget mit Geduld, was nicht zu ändern steht. Die Signora ist eine mitleidige Frau, wenn sie ihren Unwillen gegen euch vergessen hat und ihr nach Verlauf von drei Jahren hier wieder einsprecht und euch vor ihr demütigt, kann sie alles, was sie krumm gemacht hat, wieder so schlicht und gleich machen, daß ihr würdet durch einen Fingerreif schlüpfen können. Der wohlbepackte Lastträger gab, nachdem seine Galle ausgetobt hatte, diesem Vorschlag Gehör, ließ sich bei frühem Morgen von dem Meier und seinen Knechten in den Sattel heben und ritt nach seiner Heimat, woselbst er im Verborgenen blieb, bis der Termin würde abgelaufen sein, welchen ihm die botanische Matrone zur Wiederaussöhnung mit ihrer Signora gesetzt hatte.

Graf Ulrich war indessen genesen und zog triumphierend in Goslar ein; denn er trug

keinen Zweifel, daß seine große Gönnerin bei der stolzen Lukrezia seine Rechte aufs beste werde gewahrt haben. Als er nach Hof ritt, der Kaiserin aufzuwarten, war ein solcher Zulauf des Volks, die wunderbare Veränderung, die sich dem Gerüchte nach an dem Grafen Ulrich mit dem Bühel sollte begeben haben, in Augenschein zu nehmen, daß eine schwarze Abgesandschaft des Königs von Habyssinien die Neugierde der löblichen Bürgerschaft nicht mehr hätte reizen können. Die Kaiserin empfing ihn mit allen Merkmalen ihrer Huld und führte ihm das Fräulein wie eine Braut geschmückt entgegen, um sie aus ihrer Hand als einen Ritterdank, daß er der mißlichsten Bedingung Genüge geleistet, zu empfangen. Ihr Mund willigte in die Verbindung mit dem Grafen ein, und im Taumel des ersten Entzückens untersuchte er nicht, ob dieses Geständnis auch mit den Gesinnungen des Herzens übereinstimme. Noch weniger hatte er daran gedacht, wovon er seiner zukünftigen Gemahlin standesmäßigen Unterhalt verschaffen würde, da seine Graf-

schaft verpfändet war; oder welches Wittum er ihr in dem Ehekontrakt anweisen könnte. Er befand sich in keiner geringen Verlegenheit, als die Kaiserin, die sich dieser Freierei eifrigst unterzog, ihn befragte, welche Gegensteuer er dem Fräulein für den Brautschatz verschreiben wolle, womit sie dieselbe auszusteuern gedächte; und er gestand, daß er kein Eigentum weiter besitze, als sein Ritterschwert, welches er gegen die Feinde des Kaisers also zu gebrauchen gedenke, daß es ihm Ruhm und Belohnung erwerben werde. Das Fräulein wurde befragt, ob sie an dieser idealischen Gegensteuer ihr wolle genügen lassen, und der Graf befürchtete schon, daß sie einen neuen Vorwand dadurch suchen würde, der Verbindung zu entschlüpfen. Aber seit der Wiederkehr des Grafen schienen sich ihre Gesinnungen gegen den getreuen Amadis merklich geändert zu haben, sie nahm das Wort und sprach:

Ich bin nicht in Abrede, edler Graf, einer schweren Liebesprobe euch unterworfen zu haben. Dieweil ihr euch nun dadurch nicht

von eurer Liebe abwendig machen lassen, sondern selbst das Unmögliche möglich zu machen versucht habt, so ist es billig, daß ich mich in eure Hand ergebe, ohne eure Hoffnung länger aufzuhalten. Ich begehre kein anderes Heiratsgut euch zuzubringen als mein Herz und das bischen Armut von dem Nachlaß meiner Mutter, wenn sie dereinst die Welt gesegnen wird: dagegen verlange ich auch keine Gegensteuer oder Leibgeding als das eure, welches ihr mir bereits zugesagt habt. Die Kaiserin und all ihr Hofgesinde verwunderten sich höchlich über diese edle Gesinnung des Fräuleins, und Graf Ulrich wurde dadurch innigst gerührt. Er erfaßte ihre Hand, drückte sie kräftig an seinen Busen und sprach: Habt Dank, edles Fräulein, daß ihr meine Hand jetzt nicht verschmäht; ich will ehrlich daran sein, euch als mein Ehegemahl zu nähren, wie es einen Ritter ziemt, durch diese Faust und mein gutes Schwert.

Hierauf ließ die Kaiserin den Bischof rufen, das liebende Paar einzusegnen und auf ihre

Kosten wurde das Beilager bei Hofe mit großem Pomp vollzogen. Nachdem das hochzeitliche Geräusch vorüber war, die Heirat bei Hofe und in der Stadt lange genug bekrittelt und beschwatzt, der neuen Ehe auch, nach Maßgabe der mancherlei Gesinnungen des teilnehmenden Publikums, die Nativität gestellt war, und nun niemand mehr von den Neuvermählten Notiz nahm, gedachte Graf Ulrich an sein Versprechen und rüstete sich, ins Heer zu ziehen, seiner Gemahlin ein Erbgut zu erwerben. Sie wollte ihn aber nicht entlassen und sprach: Im Spieljahr der Ehe kommt es euch zu, meinem Willen nachzuleben, hernach möget ihr das Haus regieren und tun, was euch gefällt. Jetzt begehre ich, daß ihr mich gen Bamberg zu meiner Mutter geleitet, daß ich sie heimsuche und daß ihr eure Schwieger als Eidam grüßt. Er antwortete: Ihr habt wohl geredet, traute Gemahlin, euer Wille geschehe.

Darauf machte sich das edle Paar auf und zog gen Bamberg, und in dem mütterlichen Hause war große Freude und viel Jubilierens

bei der Ankunft der geliebten Gäste. Das einzige, was dem Grafen daselbst nicht behagte, war, daß alle Morgen in der Nähe seines Schlafgemaches ein Huhn gackerte, das ihn aus dem Schlafe störte, der in den Armen seiner zarten Gemahlin ihm so süß war. Er konnte sich nicht enthalten, seinen Verdruß darüber ihr zu eröffnen, und schwur, dem Huhn den Hals umzudrehen, wenn er es in seine Gewalt bekäme. Lukrezia antwortete ihm lächelnd: mit nichten sollt ihr das Hühnlein abwürgen, das jeden Tag ein frisches Ei legt und dem Hause guten Gewinn bringt. Der Graf verwunderte sich, wie eine verschwenderische Hofdame so plötzlich in eine wirtschaftliche Hausfrau sich habe umwandeln können und erwiderte auf diese Rede: Ich habe euch meine Grafschaft aufgeopfert, die ihr verschleudert habt, Pfaffen und Nonnen damit zu mästen, und ihr wollt mir nicht ein elendes Huhn zum Gegenopfer verleihen, daran erkenne ich euch, daß ihr mich nicht liebt. Die junge Frau streichelte ihrem Gemahl die vor Unwillen aufschwellende Wange und sprach:

Vernehmt, lieber Herzgespiel, daß dieses Hühnlein, das eure Ruhe stört, jeden Morgen ein goldenes Ei legt, darum ist es meiner Mutter lieb und wert, ißt mit ihr aus der Schüssel und schläft bei ihr in der Kammer. Seit neunzehn Jahren hat es das Haus mit diesen köstlichen Eiern versorgt. Daraus möget ihr urteilen, ob ich um Lohn der Kaiserin Söldnerin war; ob mich der Eigennutz nach euren Geschenken lüstern machte, und ob sie etwas über mein Herz vermochten. Ich nahm sie, nicht um euch zu plündern, sondern eure Liebe zu prüfen, und schüttete sie in den Schoß der heiligen Kirche, um mich von dem Verdachte des Eigennutzes zu befreien. Ich wollte, daß die Liebe allein unsere Herzen verbinden sollte, darum nahm ich eure Hand ohne Erbgut und gab euch die meine ohne Brautschatz; nun soll es weder euch an der Grafschaft, noch mir an der Aussteuer fehlen.

Graf Ulrich erstaunte über die Rede seiner Gemahlin: seine Seele schwankte zwischen Glauben und Zweifel. Um den ungläubigen

Thomas zu überzeugen, rief sie die Mutter herbei, offenbarte ihr, daß sie das Eiergeheimnis an ihren Gemahl verraten habe und überließ es ihr, denselben von der Wahrheit zu überführen. Die gute Mutter schloß ihre Truhen auf und der verwunderte Eidam stand wie bezaubert da, als er den unermeßlichen Reichtum erblickte. Er gestand, daß der Brautschatz eines güldenen Eiersegens*) ein herrlicher Fund für einen Grafen ohne Grafschaft

*) Das Hühnergeschlecht, das goldene Eier legt, ist zwar nicht so gemein und zahlreich wie das übrige Federvieh, es ist aber doch nicht ausgestorben oder von der Erde vertilgt, wie das Einhorn, welches nicht mit in die Arche gehen wollte. Denn es gibt noch immer Bräute, die dem zukünftigen Ehekonsorten einen güldenen Eierschatz zur Aussteuer zubringen, zum Beispiel Milady Hastings, Fräulein Necker, Fräulein von Matignan, die deutschen Landsmänninnen in Wien nicht zu vergessen. Das letztgenannte Fräulein wäre für einen Grafen ohne Grafschaft eben keine unrechte Partie. Zur Nachweisung dient, daß sie die Großtochter des Baron von Breteuil, gegenwärtig dreizehn Jahre alt und in einem Jahr und sieben Wochen völlig qualifiziert ist, das Brautbett zu besteigen. Schön oder häßlich kommt hier nicht in Anschlag. Wer das Glück hat, die Braut heimzuführen, dem wachsen 400 000 Livres jährlicher Renten zu.

sei; jedoch beschwor er mit einem teueren Eide, daß aller Welt Schätze dem Übermaß der Liebe gegen seine Gemahlin keinen Zusatz zu geben vermöchten. In kurzem war die verpfändete Grafschaft wieder eingelöst und noch eine andere dazu erkauft, ohne daß es seiner ritterlichen Talente zu dieser Akquisition bedürfte. Er ließ Wehr und Harnisch ruhen und verlebte seine Tage in Ruhe beim Genuß des unwandelbarsten Minneglückes; denn die schöne Lukrezia bewies durch ihr Beispiel, daß die spröden Schönen zuweilen die gefälligsten Gattinnen werden.

Dämon Amor.

Ehe noch durch die nordische Sündflut die bessere Hälfte der Insel Rügen am pommerschen Gestade zertrümmert, oder vom Meer verschlungen wurde*), und der mächtige Völkerstamm der Obotriten diese Gegenden bewohnte, herrschte ein junger Fürst, Udo genannt, über diese fruchtbare Insel, die sein väterliches Erbgut war und residierte in der Stadt Arcon, deren Ruinen jetzt tief unter dem Meer begraben liegen. Er hatte sich mit Fräulein Edda, der Tochter eines seiner Vasallen, vermählt und lebte als ein kleiner Monarch, in seinem vom Meer umgrenzten Staate in einer glücklichen Unabhängigkeit; liebte seine Untertanen, tat, was ihm recht zu sein dünkte und kümmerte sich wenig um das Departement der auswärtigen Angelegenheiten. In seinem

*) Im Jahr 1309.

friedlichen Eigentum fühlte er nichts von der Last der Regierungssorgen; daher glich er mehr einem glücklichen Privatmann als einem Volksregenten und besaß das seltene Talent der Fürsten, im Schoß der Ruhe die güldene Gleichmäßigkeit zu genießen, ohne Langeweile dabei zu empfinden. Wenn er sich ja zuweilen den Umarmungen seiner Gemahlin entriß, ging er auf die Jagd: Fischerei und Waidwerk war sein liebster Zeitvertreib.

Einstmals jagte er an der nördlichsten Spitze seiner Domäne auf einem Vorgebirge, das sich weit in die See erstreckte und rastete nebst seinem Gefolge während der Hitze des Tages unter dem Schatten eines Eichbaums, wo er des herrlichen Anblicks und der Kühlung der wogenden See genoß. Da regte der Sturmwind plötzlich die rauschenden Flügel, die Oberfläche des Meeres runzelte sich wie eine zornige Stirn; die hohen Wellen brausten und zerrannen an den Felsenwänden des Gestades in gischenden Schaum. Ein Schiff kämpfte mit den Fluten und war das Spiel der Winde, welche der Mühe des arbeitenden

Piloten spotteten und es dem Wall entgegenführten, wo es auf einer verborgenen Klippe scheiterte. So ein interessantes Schauspiel es auch für das Auge sein mag, auf festem Grund und Boden die menschliche Verwegenheit mit zwei betrüglichen Elementen ringen zu sehen, so lange der Wettstreit noch unentschieden ist: so sehr empört sich das Herz gegen den Sieg der stärkeren Partei über die schwächere, und die Teilnehmung bietet zum Schutz und der Erhaltung der Unterliegenden alle Kräfte auf, die dem menschlichen Willen zu Gebote stehen. Fürst Udo eilte nebst seinem Hofgesinde alsbald an den Strand, den Schiffbrüchigen beizustehen und sie womöglich den erzürnten Fluten zu entreißen. Er bot dem verwegensten Fischer große Prämien, die Unglücklichen, die sich noch über Wasser hielten, zu retten. Aber alle angewandte Mühe war vergebens, das Meer hatte seinen Raub bereits dahin genommen, ehe der hilfreiche Nachen die heftige Brandung durchschneiden konnte.

Nur ein einzelner Mann schwebte auf den

Fluten wie ein leichter Kork daher und ritt auf einer Tonne wie auf einem schulgerechten Pferde, das dem Winke des Reiters gehorchte. Eine heranrollende Welle schleuderte ihn hoch auf den Strand, zu den Füßen des mitleidigen Fürsten, der den Verunglückten mit Leutseligkeit aufnahm, mit trockenen Kleidern versehen ließ und ihn mit Speise und Trank erquickte. Er reichte ihm selbst seinen Mundbecher dar, zum Zeichen, daß er nicht dem Strandrecht als ein Leibeigener verfallen sein, sondern als ein Gast gehalten werden sollte. Der Fremdling nahm die geschenkte Freiheit mit Dank an und leerte den Becher auf das Wohl des Strandherrn, war fröhlich und guten Mutes, und schien seines Unglücks ganz vergessen zu haben. Diese philosophische Gleichmütigkeit gefiel dem Fürsten und machte ihn neugierig, den Seefahrer näher kennen zu lernen, darum frug er ihn aus: Fremdling, wer bist du? Von wannen kommst du? Und was ist dein Gewerbe? Der Geborgene antwortete: Ich heiße Waidewuth der Unbekannte, bin ein Schwimmer, komme von

der Bernsteinküste aus Bruzzia*) und steuerte auf England zu.

Udo fand in der Physiognomie, in dem Beinamen und in der Schwimmkunst des Fremdlings etwas, das seine Neugierde zu fragen immer mehr reizte; der Unbekannte wußte seine Antworten aber so zu drehen, daß der Fürst nicht erfuhr, was er eigentlich wissen wollte. Er vermeinte, bei näherer Bekanntschaft ihm die geheimnisvolle Hülle dennoch abzuziehen und drang nicht weiter in ihn. Darauf gefiel es dem Fürsten, die Jagdpartie fortzusetzen, er lud den fremden Ankömmling dazu ein, welcher keine Ermüdung spüren ließ und den Vorschlag mit Vergnügen annahm. Ehe er sich noch in den Sattel schwang, zerschlug er die Tonne, auf welcher er ans Land geschwommen war und steckte, gleichsam zum Andenken, einen Span davon zu sich.

Während der Jagd bewies er sich nicht minder als einen guten Bogenschützen, wie

*) So hieß in alten Zeiten Preußen.

er zuvor als ein geschickter Schwimmer sein Talent gezeigt hatte. Der Fürst verließ endlich den Wald und trabte über das Blachfeld nach seiner Residenz. Er sah unterwegs einige Dohlen auffliegen, da verdroß es ihn, sein Federspiel nicht zur Hand zu haben, um sie zu beizen. Der Unbekannte vermerkte nicht so bald das Verlangen des Fürsten, als er solchem schon Genüge tat: er zog den Span von der gelehrigen Tonne, die ihm zum Seepferd gedient hatte, unbemerkt hervor und warf ihn in die Luft, da schwang sich ein Sperber über das Haupt des Fürsten in die Höhe, stieß auf die Dohlen, beizte sie nieder und gehorchte dem Rufen keines Jägers als nur allein des Schwimmers, auf dessen Hand er zurückkam; worüber sich der Fürst nebst seiner ganzen Jägerei höchlich verwunderten. Jeder machte insgeheim seine Glossen über den rätselhaften Mann, einige hielten ihn für einen Meergott, andere für einen Zauberer. Udo wußte selbst nicht, was er aus ihm machen sollte, hielt sein Urteil zurück; doch ahnte er nichts Gemeines von ihm. Er nahm

ihn als einen Gast mit in den Palast, pflegte sein aufs beste, stellte ihn auch seiner Gemahlin, der sanften Edda, vor und empfahl ihr denselben als einen Freund. Der Unbekannte rechtfertigte durch sein Betragen die gute Meinung, die der Fürst von ihm hegte; er war ein feiner Hofmann, verriet viele Kenntnisse und wußte mit artigen Taschenspielerkünsten die Damen gut zu amüsieren; aber weder die ihm bewiesene Güte und Freundschaft, noch der Freudenbecher, den er oft mit seinem Pfleger leerte, war vermögend, das Band der Zunge zu lösen, daß er sich ihm offenbart hätte. Der spähende Scharfblick des Fürsten merkte ihm zuweilen eine geheime Schwermut ab, insonderheit wenn ihn Udo zum Augenzeugen seiner häuslichen Glückseligkeit machte, die in den Palästen der Großen so fremde zu sein pflegte, als in dem Götterdivan des homerischen Olympus. Diese Beobachtung erweckte dem Fürsten einen Verdacht, als ob der geheimnisvolle Gast gegen seine Gemahlin im Herzen eine unreine Flamme nähre, die

er zu ersticken nicht vermöge und sie auflodern zu lassen sich scheue. Und weil der Samenstaub des Argwohns, wo er hinfällt, leicht zu einem Giftschwamm wird, der aus einem Atom in einer feuchten Nacht aufschießt und seine vollkommene Größe erreicht: so wurde der Fürst eben so geschwind in diesem Irrwahn bestärkt, als er davon befreit wurde.

Eines Tages, da er mit dem verdächtigen Günstling auf die Jagd ritt und beide von dem übrigen Gefolge zufälligerweise abgekommen waren, trat ihn dieser an und sprach: Guter Fürst, ihr habt euch eines Schiffbrüchigen erbarmt, der für diese Wohltat nicht undankbar ist. Das Strandrecht machte mich zu eurem Eigentum; ihr habt mir die Freiheit geschenkt, davon ich nun gedenke Gebrauch zu machen und in meine Heimat zu ziehen; so es euer Wille ist, mich zu beurlauben. Der Fürst antwortete: Freund, du hast Macht zu tun, was dir gefällt; aber dein Abschied kommt mir unerwartet, sag an, was dich von hinnen treibt? Die Ahnung eines kränkenden Verdachts, versetzte Waide-

wuth der Unbekannte, welchen ihr gegen mich heget, ob mich gleich mein Herz von aller Schuld freispricht. Ihr mißdeutet meine Schwermut, die einen Grund hat, von dem ihr nicht wähnt, der euch aber unverborgen bleiben soll, so ihr Verlangen tragt, solches in Erfahrung zu bringen. Udo bestürzte über diese Rede, es war ihm schwer zu begreifen, wie der menschliche Scharfsinn vermögend sei, die verborgensten Gedanken des Herzens zu erraten, suchte sich, so gut er konnte, aus der Affäre zu ziehen und sprach: Gedanken, Freund, sind zollfrei, hat mich ein Irrwahn betrogen, wohl gut! so hast du ihn nicht entgolten: die beste Verteidigung ist, daß du mir die Ursache deiner stillen Schwermut offenbarst. Es sei darum! gegenredete Freund Waidewuth. Ich verstehe mich auf die Sterndeutung, habe euch zu Liebe die Adspekten um euer Schicksal befragt und befunden, daß eine Glücksveränderung euch bevorsteht, die mich beunruhigt. Das ist der Grund meiner Schwermut, begehrt ihr näheren Bescheid aus der Sache, so höret. Halt ein, fiel Udo dem

Unglückspropheten ins Wort, die Abspekten deines Antlitzes deuten auf nichts Gutes. Daß du an meinem Schicksal Teil nimmst, dank ich dir; doch enthalte dich, es mir zu verkünden, daß mein Unstern mich nicht im Voraus quäle. Der Astrolog schwieg. Udo entließ ihn mit den Empfindungen wahrer Freundschaft, beschenkte ihn reichlich, und er verschwand, ohne daß zu erfahren war, welchen Weg er genommen hatte.

Nach Verlauf weniger Monden erhob sich ein fürchterliches Kriegsgeschrei vom festen Lande her. Das Gerücht erscholl, Cruco, der König der Obotriten, der über Mecklenburg regierte, rüste sich auszuziehen zum Streit gegen alle Obotritischen Stämme, die sich von der Lehnsverbindung des königlichen Throns frei gemacht hatten, um die abgesonderten Fürstentümer wieder mit der Krone zu vereinigen. Wider Willen sah Fürst Udo sich genötigt, von diesen auswärtigen Angelegenheiten Notiz zu nehmen. Er schickte Kundschafter aus und erfuhr, daß sich die Sache in der Tat also verhielt. Obgleich

das Ungewitter nur noch in der Ferne wetterleuchtete, so stand doch der Wind gerade nach seiner Insel zu, der es, allem Vermuten nach, gar bald über das Meer herwälzen würde. Dabei war ihm nicht wohl zu Mute. Zwar ließ er von den Sorgen, die ihn drückten, den Untertanen so wenig spüren, als ein schüchterner Abt seinen Konventualen von dem geheimen Anliegen, daß der furchtbare Kommissar mit dem Aufhebungsdekret vor der Klostertür stehe, und daß die letzte Messe gesungen sei, ob er gleich die Mönche fleißig zu Chore treibt, als wenn kein Wechsel bevorstände. Fürst Udo rüstete sich in aller Eile so gut er konnte und verließ sich noch auf unsicheren Schutz des Meeres, das seine Insel umfloß. Aber das ungetreue Element schlug sich zur stärkeren Partei und trug auf seinem breiten Rücken die feindliche Flotte willig an das Gestade seines Territorialherrn.

Der Fürst, der gegen den mächtigeren Feind im freien Felde nicht bestehen konnte, wurde in seiner Residenzstadt Arcon belagert, vierzig Tage lang von allen Seiten bestürmt,

bis die Stadt nach einer tapferen Gegenwehr erobert wurde. Wie alles bunt über ging, schloß sich ein mutvoller Haufen getreuer Bürger um den Fürsten, sprengte die Pforte auf und riß sich, wie die Helden Davids, unter Beihilfe der Nacht durch das feindliche Lager, gewannen das Ufer und stachen mit einem Schifflein, das daselbst vor Anker lag, in die hohe See, unentschlossen, wohin sie ihren Lauf richten sollten. Der Hauch des sanft wehenden Zephirs ließ den Flüchtlingen die Gebirge ihres verlassenen Vaterlandes nur noch in blauer Ferne sehen; aber die betränten Blicke des unglücklichen Fürsten hingen noch unbeweglich an dem Gestade seines gewesenen Eigentums. Er betrauerte nicht so sehr den Verlust seiner Herrschaft als die Trennung von seiner geliebten Gemahlin und einem liebenswürdigen Säuglinge, dem Ebenbilde der holden Mutter und des zärtlichen Vaters Entzücken. Die Ungewißheit, welches Schicksal die Fürstin und das zarte Pfand der Liebe bei Eroberung der Stadt möchte betroffen haben, ob sie den

Siegern als eine Kriegsbeute anheim gefallen, oder von dem ergrimmten Feinde der Kriegswut wären aufgeopfert worden, setzte ihn in Verzweiflung. Er wußte es seiner getreuen Leibwache wenig Dank, daß sie ihn dem gefräßigen Schwert entrissen hatte und pries die Erschlagenen glücklich, die von keinem nagenden Kummer mehr gequält wurden.

Das Schicksal schien gegen den unglücklichen Prinzen selbst Mitleiden zu empfinden und den Wunsch, ein qualenvolles Leben zu beendigen, ihm gewähren zu wollen. Ein wütender Orkan brauste plötzlich über das baltische Meer, ergriff das Schiff und drehte es wie einen Kreißel um, zerriß das Segel, spaltete den Mastbaum und zerbrach das Steuerruder. Das elende Wrack wurde von den hohen Fluten bald an die Wolken erhoben, bald in den Abgrund geschleudert, und ein gewaltsamer Stoß an eine Klippe zertrümmerte es endlich ganz. Udo war der erste, der auf des Schiffers Losung: rette sich wer kann, mit geheimem Wonnegefühl sich in das Meer stürzte, seinen Untergang zu

beschleunigen. Aber eine unwiderstehliche Gewalt zog ihn wider Willen aus der Tiefe herauf, und eine zurückrollende Welle ließ ihn betäubt am Gestade zurück. Bei seinem Erwachen fand er eine Menge Menschen um sich, die geschäftig waren, seine Lebensgeister zu ermuntern; und da er wieder zur Besonnenheit kam, war Waidewuth der Unbekannte, der erste, der ihm in die Augen fiel und es sich am eifrigsten angelegen sein ließ, sein Leben von den Pforten des Todes zurückzurufen. Anstatt für diesen Dienst ihm zu danken, sprach er mit schwacher Stimme und trauriger Gebärde: Grausamer! hab ich das um dich verdient, daß du mich gewaltsam von dem Gestade der Ruhe in den Pfuhl meiner Leiden zurückstößt, denen mein Geist beinahe entronnen war? Tue Barmherzigkeit an mir und laß mich in den Fluten das Grab finden, das ich mit Sehnsucht suche. Laß mich aus deiner Hand sanft vom Ufer hinabgleiten in das empörte Meer: so will ich sie für die eines Wohltäters erkennen; denn indem sie mich aus den Wogen rettete,

war sie die Hand eines Peinigers, der seine barbarische Augenweide daran findet, die Martern eines Unglücklichen zu verlängern.

Waidewuth der Unbekannte reichte ihm freundlich die Hand und sprach mit weichmütiger Stimme: Euer Unglück, edler Fürst, hat euch zu Boden gedrückt mit seinem Zentnergewicht; aber es ziemt einem standhaften Manne nicht, darunter zu erliegen, sondern die letzte Kraft anzuwenden, die Last abzuwälzen und sich wieder empor zu streben. Ehe ihr den Entschluß faßt, zu sterben, so schüttet wenigstens euer Anliegen in den Busen eines Mannes, den ihr vormals eurer Freundschaft würdig achtetet und versagt euch den Trost nicht, zu wissen, daß ihr einen Teilnehmer eurer Schmerzen habt: denn das ist das Labsal der Leidenden. Ach! antwortete der kummervolle Fürst, warum begehrst du, daß ich dir mein Unglück wiederholen soll, dessen Erinnerung mein Herz zerfleischt? Ein mächtiger Feind hat mich meines Fürstentums beraubt, ich habe mein zartes Ehegemahl nebst dem holden Säugling, dem Pfande

keuſcher Liebe, verloren! Nun weißt du alles, um meinen Entſchluß zu billigen, ein Leben zu verlaſſen, das mir bitterer iſt als der Anblick des Todes. Der leidige Tröſter erwiderte: alles das ſagten mir die Sterne, als ich ſie um eurer Schickſal befragte, und das bekümmerte mich in der Seele, als ich von euch ſchied; aber ihr Adſpekt kann euch wieder günſtig werden. Verzagt darum nicht, es ſteht in der Macht des Schickſals, euch für all euren Verluſt reichen Erſatz zu leiſten. Ihr ſeid ein junger, rüſtiger Mann, wolltet ihr euch um ein Weib zu Tode härmen? Ihr dürft nur wollen, ſo wird euch nicht die Hausfrau fehlen, welche euch Kinder gebärt, die eurer im Alter pflegen; und verſchenkt das Glück nicht Kronen und Fürſtentümer an wen es will? Es kann euch wieder eines verleihen, wenn ihr deſſen zu eurer Glückſeligkeit bedürft. Ein guter Wirt ſucht den Groſchen wieder zu gewinnen, den er verloren hat; ein läſſiger klagt und jammert, legt die Hände in den Schoß und verarmt.

Fürſt Udo ſaß in tiefer Traurigkeit und

sah nach dem Meer, fand in dieser Philosophie für Geist und Herz wenig Kern und Saft, aber Freund Waidewuth hörte nicht auf, ihm Trost einzusprechen, daß er sich endlich bewegen ließ, ihm in eine Schifferhütte zu folgen, die unfern vom Strande lag und daselbst die Verpflegung seines Gastfreundes anzunehmen, die in mäßiger Schifferkost bestand. Die romantische Idee verschwand dadurch, die Udo bei der Aufnahme des wunderbaren Fremdlings am rügischen Gestade von demselben gefaßt hatte. Er sah nun, daß dieser Abenteurer weder ein Zauberer noch ein Flußgott, sondern ein gemeiner Schiffer sei, der sich von seinen Konsorten durch nichts unterschied, als daß ihm eine prophetische Gabe verliehen war, die aber, wie gewöhnlich, im Vaterlande nichts galt. Darum versprach er sich von der gemachten Akquisition seiner Freundschaft in dem gegenwärtigen Zustande wenig Trost. Demungeachtet gefiel ihm der Eifer desselben, nach Vermögen die ihm bewiesene Wohltat zu erwidern. Nach einer ländlichen Mahlzeit, welcher doch der Be-

willkommungsbecher, mit geistigem Wein gefüllt, nicht fehlte, wies der dienstfertige Wirt dem ermatteten Gast eine Ruhestätte an und wünschte, daß der güldene Schlaf ihn auf einige Zeit seines Kummers vergessen mache.

Am folgenden Morgen, da Udo sich ermunterte, nahm er zu großer Verwunderung gewahr, daß er sich nicht mehr in einer Schifferhütte, sondern in einem königlichen Gemach befand, das mit prächtigem Hausgeräte versehen war. Er lag in einem herrlichen Thronbette auf sanften Pflaumen. Die Sonne begrüßte ihn freundlich durch die hohen Fenster von buntgefärbtem Glas, und es schien, als wenn ihr wohltätiger Schimmer seine matte Seele wieder neu belebe. So bald er sich regte, traten eine Menge wohlgekleideter Bedienten herein und warteten ehrerbietig auf seine Befehle. Die ersten Fragen, die er an sie gelangen ließ, waren natürlich die, ihm zu sagen, wo er sich befinde, wie er in diesen Palast gekommen und wer der Eigentümer davon sei. Sie antworteten:

er befinde sich in der Stadt Gedan*) am Weichselfluß, in der königlichen Residenz. Der Beherrscher derselben sei Waidewuth**) der Mächtige.

Udo erstaunte, an dem König der Bernsteinküste wider Vermuten einen Freund und Bundesgenossen gefunden zu haben, von dem er so viel Wunderdinge hatte sagen hören; aber er hatte sich nicht träumen lassen, daß der Taschenspieler Waidewuth, welchen er bei sich beherbergt hatte, dieser Monarch in eigener Person sei. Ehe er sich von seiner angenehmen Bestürzung erholt hatte, trat der König, mit allen Ehrenzeichen seiner Würde geschmückt, in das Gemach, den Gast zu bewillkommen und umarmte ihn aufs zärtlichste. Mein Bruder, sprach er, ihr seid hier in eurem Eigentum, ich freue mich, Ge-

*) Der alte Name der Stadt Danzig, daher die lateinische Benennung Gedanum.

**) Der Name eines alten Königs der preußischen Wenden, in der Volkssprache Wittewulf genannt den die Tradition für einen großen Zauberer ausgibt, und von dessen zwölf Söhnen die preußischen Provinzen sollen sein benennet worden.

legenheit gefunden zu haben, die von euch genossene Freundschaft zu erwidern. Udo befand sich bei dieser Überraschung in keiner geringen Verwirrung, er wurde von dem König als ein Prinz aufgenommen, den er als einen geringen Privatmann bei sich empfangen hatte und ermangelte nicht, diesen Verstoß gegen die Etikette mit dem strengen Incognito, das Seine Hoheit beobachtet hatte, zu entschuldigen. Um dem niedergeschlagenen Gaste die traurigen Gedanken zu vertreiben und ihn zu zerstreuen, entzifferte Waidewuth ihm alles, was ihm der Fürst bei der Landung am rügischen Gestade abzufragen vermeinte, ohne daß seine Neugierde vergnügt wurde.

Ich ging aus, sprach er, Menschenkunde zu treiben, die Sitten und Gewohnheiten fremder Völker zu beobachten, um mich dadurch zu belehren und zu vervollkommnen; nebenher auch, ich leugne es nicht, die Töchter des Landes zu beschauen, um mir eine Gemahlin zu suchen. Elfriede, die Tochter des Königs der Ostangeln in Brittannia, war mir ihrer Schönheit und Tugend halber gerühmt worden.

In dieser Absicht rüstete ich ein Schiff aus, um mein Gefolge und die Geschenke, die ich der Prinzessin bestimmt hatte, dahin zu bringen; für mich selbst hätte ich keines Schiffs bedurft: ich habe eine Methode, weit sicherer und bequemer zu reisen. In der Gegend eurer Insel überfiel mich ein Sturm, dadurch ging ich meines Schiffes verlustig; doch der Schade war leicht zu verschmerzen. Während des Orkans bemerkte ich eure Bewegung am Strande, den Notleidenden hilfreich beizustehen, diese Menschlichkeit gefiel mir und bewog mich, eure Bekanntschaft zu machen. Die Aufnahme, die ihr mir widerfahren ließt, gewann euch mein Herz, das war die Ursache des längeren Aufenthaltes auf eurer Insel. Dagegen kränkte mich das Vorauswissen eures unabwendbaren Schicksals peinlich, und das war die Ursache, daß ich davon schied. Wäre dieser Glückswechsel nicht auf der Tafel des Verhängnisses angeschrieben gewesen, hätte ich meine ganze Macht aufgeboten, euch zu beschützen. Von euch begab ich mich auf die Brautschau nach England; aber ich kam zu

spät: die schöne Elfriede hatte bereits ihr Herz versagt, und ich war zu bescheiden, die erste Liebe zu stören oder zu eigensinnig, nach einem Herzen zu streben, das von der heißen Flamme schon versengt war. Auf dem Rückwege besuchte ich den Hof des Königs Cruco, eures Überwinders; ich sah daselbst die Prinzessin Obizza, seine Tochter, eine liebliche Dirne, als eine zu finden ist, aber ihr Herz ist keiner Liebe empfänglich und das meine zu stolz, eine Verschmähung ungerochen zu lassen; darum hütete ich mich, eine Torheit zu begehen, und unterdrückte eine Leidenschaft, welche die Ruhe zweier Reiche gestört haben würde, wenn sie mich überwältigt hätte.

Udo konnte nicht begreifen, wie das Glück, das seinem Freunde eine Krone verliehen hatte, ihm die kleine Begünstigung eines genügsamen Liebesgenusses, die es an Hirten und Karrenschieber auszuspenden pflegt, zu versagen schien. Es war augenscheinlich seine Schuld nicht, daß er noch im Cölibat lebte, darum konnte der Fürst sich nicht enthalten, ihm einzugestehen, daß er dieses Rätsel sich

nicht aufzulösen wisse. König Waidewuth gab ihm, sonder Rückhalt, diesen Aufschluß darüber. Euch ist unverborgen, daß mir die Gabe verliehen ist, in die Zukunft zu blicken: ihr anderen ziehet blindlings euer Los, ohne zu wissen, ob ihr einen Treffer oder eine Niete greifen werdet. Ich aber frage bei der Wahl meines Herzens das Schicksal um Rat, und wenn ich befinde, daß der Gewinn nicht auf meiner Seite ist, so stehe ich ab von einer trüglichen Liebe, deren süßen Genuß hinterher der Reue bitterer Wermutgeschmack vergällt. Die schönsten Hoffnungen sind die täuschendsten. Wenn die Liebenden den Horoskop ihres zukünftigen Verhängnisses zu stellen wüßten, so würden wenig Bräute das Ehebette beschreiten und das Heuschreckenheer der Hagestolzen würde die Sonne verdunkeln. Udo beschloß diese Unterredung mit seinem Gastfreunde mit dem guten Rate, den er ihm erteilte, bei der Wahl des Herzens ein Auge zuzudrücken und nicht mit Adlerblick die Zukunft, sondern vielmehr die Braut zu entschleiern. Wenn alle Ehekompetenten diese

Prozedur befolgten, setzte er hinzu, so stehe nicht zu befürchten, daß die Hagestolzen zu einem Heuschreckenvolk anwachsen werden. Der König der Bernsteinküste gab diesem Rat Gehör, suchte in der Nähe, was er in der Ferne nicht gefunden hatte, teilte Herz und Thron mit einer Eingeborenen, hatte auf gut Glück ein gutes Los gezogen und der dauerhafte Genuß seines Eheglückes hinterließ keinen Wermutgeschmack.

So sehr der verbrüderte Monarch darauf bedacht war, die trübe Stirn seines Gastes aufzuheitern, so war doch nichts vermögend, dessen Kummer zu zerstreuen, er blieb immer tiefsinnig und traurig, das Bild seiner Gemahlin schwebte ihm unablässig vor Augen, daher unterließ er nicht, von Zeit zu Zeit den königlichen Seher um ihr Schicksal zu befragen. Ob ihm nun dieser gleich mit Vorbedacht eine Zeitlang auswich, so konnte er dem bedrängten Fürsten endlich doch nicht länger widerstehen, indem er weislich erwog, daß das Schweben des Geistes zwischen Hoffnung und Furcht peinlicher sei als die

Gewißheit. Er hatte ihm keine gute Botschaft zu hinterbringen, darum nahm er seinen Weg über einen Gemeinplatz und sprach: Ein verletzter Nerv schmerzt heftiger, als wenn er ganz entzwei geschnitten wird, und ein zerquetschtes Gliedmaß verursacht peinlichere Empfindung, als wenn es von dem kranken Leibe abgelöst wird. Vernehmt also, mein Bruder, daß eure Gemahlin den Schmerz, von euch getrennt zu sein, nicht hat überleben können; ihr Schatten umschwebte mich bereits, ehe ihr euern Fuß hier ans Land setztet; in Valhala*) findet ihr sie wieder. Aus eurem Mundbecher trank sie den Scheidetrunk der Liebe, welchen sie mit wirksamem Gift vermischte, da ihr hinterbracht wurde, die Stadt sei in der Feinde Gewalt: denn sie hielt es für unanständig, als eine Fürstin die Sklavenfesseln des stolzen Feindes zu tragen.

Udo erhob eine laute Wehklage über den Verlust seiner geliebten Gemahlin, verschloß

*) Aufenthalt der abgeschiedenen Seelen der Helden und guten Menschen: der Himmel der alten nördlichen Völker.

sich sieben Tage lang in sein Gemach und betrauerte sie mit Tränen. Am achten Tage aber ging er daraus hervor, heiter und fröhlich, wie die Sonne nach einem Märzennebel, der unter ihr im Tale verschwindet. Aller Gram war nun aus seinem Herzen vertilgt, und sein Sinn stand in die weite Welt, um zu versuchen, ob ihn die wandelbare Göttin wieder eines günstigen Anblicks würdig achten werde, nachdem ihn sein Schicksal so hart verfolgt hatte.

Er entdeckte dieses Vorhaben seinem Busenfreunde, der solches nicht mißbilligte. Ich kann euch, sprach König Waidewuth, kein Glück anbieten, das eurer Würde gemäß sei. Ihr seid als ein unabhängiger Fürst geboren, es ziemt euch auch, als ein solcher zu leben und euer Fürstentum wo möglich wieder zu erlangen. Die Sterne sind euch nicht abhold: das Glück erwartet euch an der Quelle eures Unglücks. Fürst Udo machte sich zur Abreise fertig, und Waidewuth unterließ nicht, ihn aufs stattlichste dazu auszurüsten. Da der Abschiedstag herannahte, stellte der König

ein herrliches Gastgebot an, zu welchem alle Magnaten seines Reichs eingeladen wurden, und welches neun Tage lang unter mancherlei abwechselnden Lustbarkeiten dauerte. Am letzten Tage führte er seinen Gast abseits in das innere Gemach, um mit ihm zum Valet den traulichen Becher der Freundschaft zu leeren, und als der Wein Stirn und Herz erwärmt und die Offenherzigkeit das Band der Zunge gelöst hatte, faßte der Wirt den Gast bei der Hand und redete also:

Noch eins, mein Bruder, ehe wir uns scheiden! Empfahet diesen Fingerreif von mir, als das untrüglichste Freundschaftszeichen; nicht zum Geschenk, sondern als ein anvertrautes Gut, zu eurem Nutzen und Frommen, so lange ihr dessen bedürft. Zugleich vernehmt ein Geheimnis, daraus ihr erkennen mögt, daß sich mein Herz gegen euch eröffnet hat. Alle Welt hält mich für einen großen Zauberer: ich verstehe mich auf die Zauberei so wenig, als ein neugeborenes Kind aus Mutterleibe. Aber das ist nun einmal, wie euch nicht unbekannt sein kann,

das Los der Fürsten, daß ihnen Eigenschaften zugeschrieben werden, die sie nicht besitzen. Die Weissagung aus dem Gestirn ist mir verliehen: aber meine ganze Zauberei besteht in diesem Ringe, den mir ein weiser Mann, der mein Freund war, verehrte, als er starb. Ein kleiner geschmeidiger Dämon ist in dessen Kristall verschlossen, der sich in alle Gestalten formen läßt, die ihm der Besitzer des Ringes zu geben wünscht. Er ist ohne Schalkheit, schnell, dienstfertig und treu. Er war es, der als eine ledige Tonne gestaltet, mich an euer Ufer trug: er war in dem Span, den ich davon nahm und welchen ich zu eurem Vergnügen befiederte, daß er in Gestalt eines Sperbers die Dohlen beizte und auf meine Hand zurückkehrte, auf der ich ihn in eure Residenz brachte. Er belustigte euren Hof durch mancherlei Possenspiel und erwarb mir den Ruf eines geschickten Taschenspielers; trug mich aus eurer Insel übers Meer nach England in der Gestalt eines leichten Nachens und von da zurück an das mecklenburgische Gestade. Hier verwandelte ich ihn in ein

beflügeltes Roß, worauf er mich auf seinem Rücken gemächlich in meine Staaten zurücktrug. Auch will ich euch nicht verhehlen, daß er mein treuer Kundschafter gewesen ist, der mir Botschaft von eurem Schicksal brachte. Auf meinen Befehl lenkte er euer Schifflein als ein lauer Zephir an die Bernsteinküste, und da der Orkan es zertrümmerte, zog er euch aus den Fluten an den Strand und trug euch auf seinen Schultern, als ihr schliefet, in diesen Palast.

Um die Hälfte meines Reiches wäre mir der dienstbare Dämon nicht feil. Aber weil ich euch mit Liebe umfasse, will ich auf Treu und Glauben ihn eine Zeitlang euch zum Gebrauch darleihen, und wenn ihr dessen nicht mehr benötigt seid, so laßt ihn, als einen Sperber gestaltet, wieder zu mir fliegen, mit dem Ringe im Schnabel. Wenn ihr den Geist aus demselben zu eurem Dienste hervorrufen wollt, so dreht den Reif am Finger dreimal rechts; alsbald wird er frei und ist bereit, eure Befehle auszurichten. Dreht ihr aber den Ring dreimal links, so kehrt er in

seine kristallene Wohnung zurück. Fürst Udo nahm das Pfand der Freundschaft mit innigstem Danke, besah den Ring und bemerkte in dem durchsichtigen Kristall ein trübes Wölklein, woraus die Phantasie eben so leicht einen kleinen Teufel schuf mit zwei Hörnern, Krallen, Schwanz und Pferdefuß, als sie aus dem Wölklein im Mond einen Mann mit der Dornwelle auf dem Rücken gebildet hat.

Udo nahm den Weg nach der empfindsamsten Beurlaubung von seinem prophetischen Jonathan nach dessen Ausspruche gerade auf Mecklenburg zu: die Hermenevtik des gesunden Menschenverstandes wußte von der Quelle seines Unglücks keine schicklichere Auslegung zu finden. Er hatte beschlossen, das strengste Incognito daselbst zu beobachten und so unglaublich es ihm auch vorkam, in der Residenz seines Überwinders großes Glück zu machen, so grübelte er darüber doch nicht lange und überließ es der Zeit und dem Erfolg, ihm dieses Problem zu lösen. Die Stadt Mecklenburg war die Hauptstadt im Königreich der Obotriten und der Wohnsitz ihrer Regenten.

Sie war das europäische Bagdad oder Kairo, in Ansehung der Größe und Volksmenge, oder vielmehr das deutsche London und Paris*). Cruco hatte sie auf den Gipfel ihrer Größe und ihres Wohlstandes erhoben: er hielt daselbst einen glänzenden Hof und verpflanzte dahin alle überwundene Fürsten und Vasallen, die er in seine Gewalt bekam. Er hatte die Grenzen seines Reichs auf eine glorreiche Art, vermöge des Rechtes des Stärkeren über den Schwächeren, erweitert, und den gesamten Völkerstamm der Obotriten seinem Zepter unterworfen; dem ungeachtet war seine Glückseligkeit nicht vollkommen: es fehlte ihm an einem männlichen Reichserben. Fräulein Obizza, seine einzige Tochter, war der Thronfolge nicht fähig: denn alle nördliche Völker gehorchten damals dem falschen Gesetz. Der König meinte gleichwohl, ein Mittel gefunden zu haben, die Regierungsfolge bei seinem Geschlecht zu erhalten, und hatte durch eine

*) Das scheint die griechische Benennung der Stadt Mecklenburg, Megalopolis, zu bestätigen, von welcher in der Folge das Land den Namen geerbt hat.

pragmatische Sanktion den erstgeborenen Sohn seiner Tochter, an welchen Prinzen sie auch würde vermählt werden, sich zum Thronfolger ausbedungen. Allein die Prinzessin hatte bei allen ihr verliehenen Reizen den so seltenen Fehler ihres Geschlechts, daß sie gegen das andere Geschlecht eine unüberwindliche Abneigung hegte. Sie hatte die glänzendsten Verbindungen ausgeschlagen, und da ihr Vater sie aufs zärtlichste liebte und ihr nicht den Zwang auferlegen wollte, nach Sitte der Fürstentöchter die Liebe als ein Staatsgeschäft zu betreiben: so wünschte er wenigstens, daß sie aus der Liebe eine Herzensangelegenheit machen und sich aus Neigung einen Gemahl wählen möchte. Doch auch diesen Wunsch wollte ihm das Fräulein nicht gewähren: ihre Stunde war entweder noch nicht gekommen, oder Mutter Natur hatte ihr die süßen Empfindungen, mit welchen sie gegen ihre reizenden Töchter oft so verschwenderisch umgeht, ganz versagt.

Dem Vater Cruco verging darüber alle Geduld, er war um einen Thronfolger ver-

legen und fand sich gedrungen, jedem Freibeuter Macht und Gewalt zu geben, sein Heil zu versuchen, auf das Herz der schönen Obizza Jagd zu machen, und verhieß dem Eroberer das Fürstentum Rügen als eine Prämie. Dieser Köder lockte eine Menge Glücksritter von allen vier Winden des Himmels nach Mecklenburg, die das Herz der unempfindsamen Obizza zu bestürmen kamen. Alle genossen am Hofe eine günstige Aufnahme, die Prinzessin durfte auf des Vaters Geheiß keinem den Zutritt versagen. Es wäre fürwahr das bunteste Schauspiel für das Auge eines philosophischen Beobachters gewesen, die Operationen einer Menge von Gecken zu belauschen, die das Fräulein wie ein dichter Dunstkreis einen Schweifstern umnebelten, und davon jeder nach seiner eigenen Methode ihr unbezwingliches Herz zu erringen strebte. Einige vermeinten, verstohlener Weise sich hinein zu schleichen, sich hinein zu winseln, hinein zu stehlen, oder es zu erschmeicheln; andere wagehalsten es mit wildem Ungestüm, gleich im ersten Rennen zu erlaufen. Doch

dieser Unsinn diente nur, die Prinzessin in ihrem Männerhasse zu bestärken und ihre Verachtung gegen das andere Geschlecht dergestalt zu mehren, daß auch ein Endymion keinen Eindruck auf sie würde gemacht haben.

Udo gelangte während dieser sonderbaren Epoche im Mecklenburgischen an. Weil er verlegen war, unter welchem Namen er sich bei Hofe introduzieren sollte, so schloß er sich an die Freierkohorte an. Es fiel ihm zwar auf, daß gerade sein Fürstentum für die Preisaufgabe zur Prämie ausgesetzt war: gleichwohl kam ihm der Gedanke nicht ein, auf diesem Wege zum Besitz seines verlorenen Eigentums wieder zu gelangen. Er sah indessen die Prinzessin, und wider Vermuten erregte ihr Anblick in seiner Seele ein überraschendes Entzücken, eine gewisse Unruhe störte seinen Schlaf, er wurde ein Träumer, und in alle Phantasien des Schlummers mischte sich die Grazie des mecklenburger Hofes. Dadurch wurde er bald inne, daß eine ebenso unwiderstehliche Macht, als die war, welche ihn an der Bernsteinküste aus

dem Abgrund emporhob, ihn zu der Prinzessin hinzog. Allein sie schien ihn unter dem Gedränge der sie umgebenden Freierkohorte nicht zu bemerken.

Bisher hatte er von Freund Waidewuths Spende noch keinen Gebrauch zu machen gewußt; jetzt dachte er auf einen Versuch, dem dienstfertigen Dämon ein Geschäfte zu geben. Er gestaltete ihn in den niedlichsten Amor um, der je der Phantasie des Minnesängers Jacobi vorgeschwebt hat, und verschloß ihn in eine goldene Nadelbüchse mit gemessener Ordre, alle Funktionen des Liebesgottes bei der Person zu seinem Vorteil zu verrichten, welche die Büchse öffnen würde.

An einem schönen Abende befand sich der Hof in dem königlichen Lustgarten. Ein kleiner Wirbelwind, der sich erhoben hatte, brachte den Schleier der Prinzessin in Unordnung. Sie forderte eine Nadel, um ihn wieder anzuheften. Fürst Udo eilte alsbald herbei, ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder und überreichte ihr die goldene Büchse, welche ein gefährlicher Geschenk in sich schloß, als

weiland die berüchtigte Büchse der Pandora. Die Prinzessin öffnete solche ohne Verdacht, da schlüpfte Dämon Amor in ihren Busen und verwundete sie mit seinem güldenen Pfeil. Udo entfernte sich augenblicklich, voll Unruhe, welchen Erfolg seine Unternehmung haben würde.

Des folgenden Tages wurde er mit Entzücken gewahr, daß ihn die schönen Augen des spröden Fräuleins unter dem Haufen ihrer Schampions suchten. Am dritten Tage bemerkte die schlaue Aya, daß sich in dem Herzen ihrer Herrschaft zum Vorteil des unbekannten Ritters eine kleine Gahrung erzeugt habe. Am vierten Tage sprach der Hof schon laut von dieser außerordentlichen Erscheinung. Der König selbst erhielt unter der Hand Nachricht davon, war darüber außerordentlich erfreut und wünschte sich Glück, daß seine weisen Maßregeln so gute Wirkung getan hatten. Er zögerte keinen Augenblick, die verschämte Obizza um die Angelegenheiten ihres Herzens zu befragen, und sie hatte dieses so wenig mehr in ihrer Gewalt, daß

sie den Schleier über das Gesicht zog und unter der Beschattung desselben das freie Geständnis ablegte, der unbekannte Ritter habe ihr Herz gewonnen.

Udo empfing zum Erstaunen des ganzen Hofes das Fräulein von der Hand des Königs als ein Mann ohne Namen. Nachdem bereits die Ehetraktaten in Richtigkeit gebracht waren, befragte ihn erst der erfreute Vater der zärtlichen Braut, wessen Standes und Herkommens er sei? Und er offenbarte sich demselben nun ohne Zurückhaltung. Cruco war hoch erfreut, daß er Gelegenheit fand, das dem Fürsten von Rügen bewiesene Unrecht mit reichem Wucher zu ersetzen. Udo aber verharrte noch so lange am Hofe, bis der Thronerbe geboren war. Ein herrlicher Knabe, den Vater Cruco aus den Händen seiner Tochter voll Wonne empfing, und nun ließ er seinen Eidam sein vormaliges Eigentum in Besitz nehmen. Da dieser des Dämons nicht mehr bedurfte, sandte er ihn, als Sperber gestaltet, der Abrede gemäß, mit dem Ringe im Schnabel, an den freundschaftlichen Eigentümer mit vielem Dank zurück.

Seit der Zeit hat Dämon Amor noch manches Ehebündnis gestiftet, aber es ist ihm keins wieder so gut gelungen, als das mit dem Fürsten Udo und der zärtlichen Obizza von Mecklenburg. Denn wo er sonst den Freiwerber macht, da pflegt das zärtliche Paar, das er zusammenführt, in der Folge bei der Hitze irgend eines lebhaften Hauszwistes sich leicht das freimütige Geständnis zu tun: der Teufel hat uns gepaart!